

aufbruch

UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGION UND GESELLSCHAFT

Herz-und-Hand-Gespräch

Warum für Mona Petri Altenpflege
Verneigung vor dem Leben ist

Vom Geist der Stadt

Teaser Unterzeile

AKW Mühleberg

Weshalb Stilllegung und
Rückbau lange Schatten werfen



Vom Umgang mit Macht in der Schweiz

Ueli Mäder

macht.ch

Liebe Leserin, lieber Leser,



zählen Sie sich zu den Mächtigen in der Schweiz? Die allerallermeisten werden höchstwahrscheinlich mit Nein antworten. Gleichwohl und in einer Demokratie selbstverständlich geht es jeden und jede an, wie das Räderwerk der Macht mahlt, wie es heute funktioniert. Wie kommen die für alle massgebenden Entscheide, die das Wohl und Wehe der Menschen in der Schweiz zustande? Und überhaupt – was ist unter Macht zu verstehen? Der Basler Soziologe Ueli Mäder und sein Team haben das vielschichtige Geflecht in ihrem Buch »Macht.ch. Geld und Macht in der Schweiz« untersucht und kommen trotz aller Übermacht der Herren von Kapital und Finanzströmen zum Urteil, dass der normale Bürger, die normale Bürgerin nicht einfach ohnmächtig dasteht. Entsprechend gibt es für Mäder keine Alternative, zu versuchen, sich im Rahmen zivilgesellschaftlicher Kräfte für eine bessere Welt zu engagieren. Im wahrsten Sinn des Wortes eine Aufbruch-Geschichte. Das Gespräch mit Ueli Mäder erwartet Sie ab Seite 6.

Ausbrechen und Aufbrechen wollen auch so manche, die in ihrem nächsten Umfeld mit Menschen zu tun haben, die unter einer Borderline-Persönlichkeitsstörung leiden. Wie Anghörige mit Borderlinern umgehen können, dazu hat der Psychotherapeut Udo Rauschfleisch jetzt einen Ratgeber vorgelegt: »L(i)eben mit Borderline«. Hilfreiche Anregungen finden Sie ab Seite 10.

Wer weiss schon, dass die bekannte Schauspielerin Mona Petri zugleich auch immer wieder als Altenpflegerin arbeitet? Im Herz-und-Hand-Gespräch erzählt die Tatort-Darstellerin berührend, warum das Leben für sie ein wunderbares Geheimnis ist, das sie auch dank ihrer Arbeit im Pflegeheim lieben gelernt hat. (Seite 14)

Von der Hoffnung für die Stadt berichtet der Essay des renommierten evangelischen Theologen Jürgen Moltmann. Zukunftsaussichten brauche die Stadt, um ihre ungeahnten Möglichkeiten zu demokratisieren: »Wo es keine Visionen mehr gibt, verdirbt das Volk« (Sprüche 29, 18). »Denn wenn die Hoffnungen sterben, erlahmt auch der Widerstand der Bürger gegen das Unrecht und die Gewalt«, so Moltmann (Seite 24).

Ich wünsche Ihnen eine inspirierende Lektüre.

Wolf Südbeck-Baur

Wolf Südbeck-Baur
Redaktor

aufbruch
Nr. 220
2016

TITELBILD: SHUTTERSTOCK/MONTAGE: BARBARA BLATTER



Geld und Macht. Mit scharfem Blick analysiert der Soziologe Ueli Mäder die überbordenden Kräfte hinter den Schweizer Finanzströmen. Für ihn gibt es keine Alternative zum Engagement für mehr Gerechtigkeit. **Seite 6**

Schweiz

Aufgefallen 5

Die Afghanistan-Hilfe Schweiz arbeitet in Regionen, die anderen zu unsicher sind

»Es müsste ein viel stärkeres demokratisches Korrektiv geben« 6

Soziologe Ueli Mäder über Geld und Macht in der Schweiz

L(i)eben mit Borderline 10

Fragen an Therapeut Udo Rauchfleisch

Unfehlbarkeit 12

Was der Papst Hans Küng antwortet

In Bewegung 13

Gründung eines sozialetischen Netzwerks gescheitert. Eine neue Papierlosen Zeitung bietet neue Einblicke

Gastkolumne 13

Serhad Karatekin über Moscheegemeinden von morgen

Hand-und-Herz-Gespräch 14

Für Schauspielerin Mona Petri ist Altenpflege eine Verneigung vor dem Leben

Atomkraftwerk Mühleberg 58

Die langen Schatten der Rückbaupläne

Porträt 57

Die Friedensvermittlerin. Wie Diplomatin Heidi Tagliavini heikle Missionen meistert



Sturm

Die Fotografie stammt aus der Serie »Storm« (Sturm), einem Langzeitprojekt mit der Idee, die flüchtige und durchaus seltene Naturgewalt in den Arbeiten zu reflektieren. Solche Momente gibt es nicht oft und sie sind schwer planbar, da alles zur rechten Zeit an einem guten Ort stattfinden muss.

Wolken, Licht, Wasser und die Stimmung während eines richtigen Sturmes sind überaus faszinierend. Wir stehen auf einer Anhöhe direkt am Fluss Rhein. Der Sturm verwirbelt alles, zerzt an den Klamotten, und alles flattert nur so herum. Die Wasseroberfläche und die Wolken werden getrieben und dann schiesst das Licht für einen kurzen Moment plötzlich aus dem Himmel. Es herrscht ein gewaltiges Getöse um uns herum, das aber diesen vertrauten und meditativen Moment nicht übertönen kann.

Thomas Nie, Foto- und Videokünstler



Vreni Frauenfelder, Gründerin der Afghanistanhilfe, besucht ein Gesundheits- und Schafprojekt in Golistan/Bamyan.

FOTO: AFGHANISTANHILFE SCHAFFHAUSEN

Mit Engagement + Vertrauen

Seit 30 Jahren engagiert sich eine kleine Organisation aus Schaffhausen für die Menschen in Afghanistan. Sie zeigt, wie Entwicklungshilfe gelingen kann

«Es hat mich einfach gepackt und nicht mehr losgelassen.» So schlicht begründet Vreni Frauenfelder ihre Motivation, sich jahrzehntelang für Menschen in Afghanistan einzusetzen. Seit dem ersten Besuch hat sich dieses Land in ihrem Herz eingenistet. Am Anfang stand jene Begegnung: Von einer Felswand löste sich plötzlich ein Mann, trat auf die Schweizerin zu und überreichte ihr – ohne ein Wort zu sagen – eine rote Rose. Das war in den Siebzigerjahren, als Frauenfelder eine Freundin auf eine Reise in den Osten begleitete. Danach kehrte sie immer wieder nach Afghanistan zurück, auch nach dem Einmarsch der sowjetischen Armee 1979.

Inzwischen leistet das von ihr gegründete Hilfswerk *Afghanistanhilfe Schaffhausen* seit fast 30 Jahren humanitäre Hilfe im Land am Hindukusch. Finanziert wird es durch Spenden aus der Schweiz. In Zusammenarbeit mit Partnerorganisationen betreibt das Hilfswerk in den Provinzen Bamyan, Ghazni, Paktia und Daykundi Gesundheitszentren, Schulen, Waisenhäuser und unterstützt Familien in abgelegenen ländlichen Gebieten. Letzteres geschieht durch die Verteilung von Schafen an hilfsbedürftige Familien, insbesondere auch an Witwen. Die Schafe liefern Milch, Joghurt, Wolle und Fleisch und helfen so bei der Selbstversorgung. Im Gegenzug

sind die beschenkten Personen verpflichtet, während drei Jahren jährlich ein Jungtier an eine andere arme Familie abzugeben. Das Schaf-Projekt entstand, nachdem die Taliban der Bevölkerung alle Tiere gestohlen hatten.

Neben Vreni Frauenfelder gibt es noch eine weitere Person, ohne die die humanitären Projekte in diesem von Krieg und Armut gebeutelten Land nicht funktionieren würden: Sima Samar, Ärztin, Menschenrechtsaktivistin und Politikerin, die 2012 den alternativen Nobelpreis erhielt. Die beiden unerschrockenen Frauen trafen sich in den 80er Jahren im pakistanischen Quetta, wo viele afghanische Flüchtlinge leben. Seither sind sich freundschaftlich verbunden.

»Da muss man etwas tun« – diesen Entschluss fasste Frauenfelder, als sie ein Spital in Quetta besuchte und sah, wie einem kleinen Jungen mit einer Holzsäge das Bein amputiert wurde – ohne Narkose. Um den Zustand der Gesundheitsversorgung zu verbessern, verkaufte die Apothekerhelferin in der Schweiz afghanischen Honig und sammelte Geld. Als Frauenfelder ein paar Jahre später Sima Samar kennenlernte, hatte die Ärztin gerade eine Mädchenschule gegründet, dafür jedoch die bisherige finanzielle Unterstützung verloren. »Da haben wir uns gesagt: Wir machen das

miteinander«, erzählt Frauenfelder. Die von Samar gegründete Organisation *Shubada* betreibt den Grossteil der Bildungs- und Gesundheitsprojekte der Afghanistanhilfe. Insgesamt sind 140 Einheimische angestellt. Die über Jahre gewachsene Zusammenarbeit zeigt: Nachhaltige Entwicklungshilfe braucht verlässliche Allianzen vor Ort.

»Wir sind nahe bei den Menschen«, betont Michael Kunz, Präsident der Afghanistanhilfe. Die Hilfsbedürfnisse würden im Gespräch mit der lokalen Bevölkerung abgeklärt. Auch die Sicherheitsfrage liege in den Händen der Partnerorganisationen. Diesbezüglich hat sich die Lage in den letzten zwei Jahren verschlechtert. »Unsere Hoffnungen in die neue Regierung haben sich nicht erfüllt. Die Taliban erstarken wieder.« Kunz ist sich bewusst, dass gewaltsame Übergriffe die afghanischen Partner gefährden könnten. Indem ihre Projekte allen Ethnien offen stehen, versucht sich die Hilfsorganisation aus Konflikten herauszuhalten. »In unseren Gesundheitseinrichtungen behandeln wir alle, auch die Taliban«, erklärt er. Gerade jetzt

» Afghanistan ist ein Land, dessen Zauber keiner vergisst, den es einmal bei sich aufgenommen hat.

Vreni Frauenfelder

sei das Engagement für Gesundheit und Bildung von Kindern nötiger denn je – denn »diejenigen, die an der Macht sind, versuchen die Bildung von Menschen zu verhindern«. Doch Bildung sei der einzige Schlüssel zu mehr Gleichberechtigung.

Wie alle Schweizer Mitarbeitenden engagiert sich Kunz ehrenamtlich für die Afghanistanhilfe – neben seiner Arbeit als Manager bei UPC *Cablecom*. »Ich kenne Vreni Frauenfelder schon lange und bin beeindruckt davon, was sie aufgebaut hat.« Das Lebenswerk der 88-Jährigen müsse weitergehen. Damit Afghanistan bleibt, wie es die unermüdliche Helferin erlebt: »Ein Land, das nie seine Freiheit aufgab und dessen Schönheit und Zauber keiner vergisst, den es einmal bei sich aufgenommen hat.«

Martina Läubli

Mehr zum Thema: www.afghanistanhilfe.org

Geld und Macht in der Schweiz

Ueli Mäder und sein Team zeigen im Buch *macht.ch* auf, wer in der Schweiz das Sagen hat – und wessen Einflussmöglichkeiten eher am Schwinden sind. Ein Gespräch mit dem Soziologen aus Basel



FOTO: WIKIPEDIA

Grösste Kohlenmine Kolumbiens in Cerrejón.

Die Schweiz als Drehscheibe für Rohstoffhandel und Offshore-Banking profitiert von dubiosen Geschäften

Von Christian Urech

Gewalt ist für Mäder etwas Amorphes, ein »verwobenes Gefüge«, dessen Struktur er in seinem neuesten Buch untersucht. Er definiert dabei Macht – im Sinn des deutschen Soziologen Max Weber – als Fähigkeit, eigene Interessen auch gegen Widerstände durchzusetzen. Zudem stützt er sich auf den französischen Soziologen Pierre Bourdieu, nach dem sich Macht aus den vier Ressourcen ökonomisches, soziales, kulturelles und symbolisches Kapital speist. Dies ist der Grund für die vielfältigen Erscheinungsformen von Macht und definiert auch, welche Zugänge zu Macht es gibt. Dabei bedeutet die Verfügung über eine dieser Ressourcen, dass man auch leichter Zugang zu den anderen Ressourcen findet. So kann ein hohes Einkommen eine politische Karriere befördern oder eine hervorragende Vernetzung den Vermögenszuwachs begünstigen.

Mäder untersucht im Buch, wie sich Macht bei einzelnen Personen und Institutionen manifestiert. Dafür hat er mit mehr als 200 Personen Interviews geführt. Zudem haben Mäder und sein Team eine grosse Fülle von Dokumenten und Medienberichten analysiert. Als dritte Grundlage dienen ihm eigene Beobachtungen etwa an Weiterbildungsveranstaltungen von Finanzinstituten, in Beratungsgremien von Unternehmen oder bei gewerblichen und gewerkschaftlichen Anlässen – und die dabei entstehenden Gespräche »am Rand«. Daraus ergeben sich Landkarten dominanter Strukturen, Werte und Einstellungen. Diese Vorgehensweisen werden auf verschiedene Bereiche angewandt: auf die Finanzbranche und auf Unternehmen; auf Interessensvereinigungen und Verbände wie Gewerbeverband und Gewerkschaften; auf Justiz und Verwaltung sowie

auf das Militär; auf Think Tanks, Netzwerke und Stiftungen.

aufbruch: Sie stellen in Ihrem Buch die Machtverteilung in der Schweiz als komplexes Geflecht dar. Wenn Sie gewichten müssten: In welchem Bereich konzentriert sich am meisten Macht?

Ueli Mäder: Seit Ende der Achtzigerjahre haben das Geld und die Ökonomisierung ein sehr hohes Gewicht erhalten. Vereinfacht gesagt hat die Finanzindustrie, obwohl sich das nicht unmittelbar in Arbeitsplätzen oder in Wertschöpfung niederschlägt, mit der Globalisierung eine dominante Stellung bekommen. Generell haben alle Bereiche, die mit der Globalisierung verwoben sind – also vor allem transnationale, grosse Konzerne –, zugelegt.

Sie vergleichen die Schweiz von heute mit der Schweiz von 1983, als Hans Tschäni seine Studie »Wer regiert die Schweiz?« veröffentlichte. Damals spielte der »freisinnige Filz« aus Politik, Wirtschaft und Militär noch eine grössere Rolle als heute. Welche Machtverschiebungen im Vergleich zu Tschänis Schweiz nehmen Sie sonst noch wahr?

Mäder: Ich bin Tschäni sehr dankbar für seine wertvolle Studie. Er hat Politik und Verwaltung als verlängerten Arm der Wirtschaft beschrieben. Dieses Bild enthält viel Stimmiges, ist aber zu einfach. Wichtig ist für mich die Dynamik und Dialektik, die zwischen diesen Bereichen spielen. Es ist komisch, aber heute wünschte ich mir etwas vom viel und zu Recht viel kritisierten Filz beinahe zurück – einfach deshalb, weil dann ein Teil des Kapitals wieder stärker mit dem Gesellschaftlichen verknüpft wäre. Wenn Joseph Jimenez, der CEO von *No-vartis*, an der Aktionärsversammlung einen einzigen Satz auf Deutsch sagt, erntet er dafür frenetischen Applaus. Es gibt im Kontext der finanzgetriebenen Globalisierung wichtige Teile des Kapitals, die der gesellschaftlichen Verantwortung und Verwobenheit völlig entrückt sind. 1983 gab es trotz Filz noch ein stärkeres Verständnis dafür, dass es einen Ausgleich zwischen Kapital und Arbeit geben sollte. Wer diese Forderung heute stellt, wird als naiv belächelt: Welchen Wert die Arbeit habe, zeige doch der Markt. Ich habe den Eindruck, dass es eine viel stärkere Markt- respektive Finanzgläubigkeit gibt als früher. Die Ökonomisierung der Gesellschaft hat deutlich zugenommen.

Inwiefern hat die Normalbürgerin, der Normalbürger Anteil an der Macht in der Schweiz? Der einzelne erlebt sich ja oft als machtlos, ja ohnmächtig, und wird dann rasch einmal zum verführbaren Wutbürger...

Mäder: Innerhalb der Macht gibt es immer auch ein bisschen Ohnmacht. Auch die ganz Mächtigen herrschen ja nicht völlig unbehelligt, selbst bei ihnen gibt es Mechanismen von allerdings sehr beschränkter Kontrolle. Und bei den einfachen Bürgerinnen und Bürgern gibt es ebenfalls nicht nur Ohnmacht, sondern auch ein widerständiges Potenzial an Einflussnahme. Bei beiden spielt der Aspekt der Vernetzung eine Rolle. Es gibt Leute, die sehr reich sind, aber relativ wenig Macht haben, und es gibt Leute, die relativ wenig Geld haben, aber trotzdem

» Es gibt keine Alternative dazu, zumindest zu versuchen, sich für eine bessere Welt zu engagieren.

Ueli Mäder

einen gewissen Einfluss ausüben können. Die ziemlich kleine *Alternative Liste* in Zürich hat eine nationale Initiative gegen die Pauschalbesteuerung auf die Beine gebracht, die national zwar abgelehnt wurde, vorher im Kanton Zürich aber angenommen worden war. Ein ebenfalls kleiner Kreis von Leuten hat die Initiative für das bedingungslose Grundeinkommen realisiert, über die wir demnächst abstimmen. Trotzdem wäre es beschönigend zu sagen, »das Volk« hätte bei uns die Macht. Gewiss, wir sind eine direkte Demokratie und wir können über dieses und jenes abstimmen, wir können Ja oder Nein dazu sagen. Das ist manchmal etwas grobschlächtig, aber immerhin. Ich möchte das nicht vernachlässigen, aber auch nicht hochstilisieren. Einzelne Menschen haben, wenn sie sich clever vernetzten und enorm engagieren, auch ohne viel Geld die Möglichkeit, einen gewissen Einfluss geltend zu machen. Natürlich überwiegt das Top-Down-Prinzip, aber das Volk lässt sich auch nicht so einfach manipulieren und instrumentalisieren.

Die direkte Demokratie in der Schweiz scheint mir im Moment stärker als auch schon einer Belastungsprobe ausgesetzt: SVP-»Selbstbestimmungsinitiative«, das Erstarken der rechtspopulistischen Bewegungen in Europa... Andererseits wurde bei der Ablehnung der Durchsetzungsinitiative die Mobilisierung der Zivilgesellschaft festgestellt, die Sie in Ihrem Buch ja auch als Machtfaktor erwähnen.

Mäder: Die demokratischen Strukturen sind über viele Jahrzehnte hinweg gewachsen, da haben sehr viele Leute sehr vieles dazu beigetragen. Aber es ist eine Demokratie von beschränkter Reichweite. Wir hatten 1970 das Gefühl, eine Superdemokratie zu sein, obwohl es damals noch kein Frauenstimmrecht gab. Und heute macht die Demokratie immer noch vor den Pforten der Wirtschaft halt. Unser demokratisches System ist eine wichtige Errungenschaft, die man wertschätzen soll, aber es muss darum gehen, die demokratischen Prozesse auszuweiten. Dabei spielt die gängige Politik natürlich eine Rolle. Wenn sich in der Wirtschaft immer stärker Konzentrationsprozesse vollziehen und diese gleichzeitig die Gegenkräfte in Politik und Gesellschaft aufweichen, wird es gefährlich. Dann entsteht ein Vakuum, das rechtspopulistischen und autoritären Kräften Aufwind verleiht. Also braucht es ein gutes Korrektiv im Sinn einer demokratischen Gegenmacht – nicht einen staatlichen Moloch, der von oben nach unten regiert, sondern ein Gegenüber, das mit der Wirtschaft Verbindlichkeiten aushandeln und Rahmenbedingun-

gen festlegen kann. Ich möchte aber auf keinen Fall nur auf die gängigen Strukturen setzen. Es gibt auch in ihnen fragwürdige Entwicklungen. Heute kommen nicht nur in der Wirtschaft – sei es als Eigentümer oder CEO – über 80 Prozent aus der gehobenen Mittelschicht, sondern auch in der Politik. Vor dreissig Jahren war es für jemanden, der aus einfachen Verhältnissen kam und sich in der Partei hochdiente, immerhin möglich, in führende Positionen aufzusteigen. Heute spielt auch in diesem Bereich das liebe Geld eine immer wichtigere Rolle. Umso entscheidender sind für mich zivilgesellschaftliche Strukturen. Die Abstimmung über die Durchsetzungsinitiative ist für mich in der Tat ein Zeichen dafür.

In der Finanzindustrie, so scheint es dem aussenstehenden Betrachter, läuft grundsätzlich etwas falsch, indem diese ihre eigenen Interessen weit über die Interessen der Realwirtschaft, aber auch über staatliche Interessen und die Interessen der Gesellschaft stellt. Wenn es so weitergeht, führt das doch unweigerlich in eine Katastrophe.

Mäder: Es gibt einige Banker, die diese Katastrophe prognostizieren. Aber auch unabhängig von einem möglichen Crash ist da eine Entwicklung im Gang, die sehr problematisch ist, weil es zu einer immer grösseren Kon-

» Es gibt eine neue Gläubigkeit, die Finanzgläubigkeit. Sie durchdringt fast alles.

Ueli Mäder

zentration von Kapital in den Händen von immer weniger Leuten kommt. Einer Gesellschaft geht es gut, wenn es möglichst allen gut geht. Es existiert auch ein Widerspruch zwischen der Finanzindustrie und dem Arbeitsplatz, indem dem Gewerbe zum Teil Mittel entzogen werden, weil sie anderswo spekulativer eingesetzt werden können. Es gibt inzwischen wohl Korrektive, die man vor wenigen Jahren noch für unmöglich gehalten hätte – wie den automatischen Informationsaustausch oder die erhöhten Eigenkapitalien –, aber gemessen an dem, was nötig wäre, ist es der berühmte Tropfen auf dem heissen Stein. Es müsste ein viel stärkeres demokratisches Korrektiv geben und es bräuchte eine viel

Facts and Figures

Die Schweiz ist eine Grossmacht in der Vermögensverwaltung und im Rohstoffhandel

Mit einem Marktanteil von 26 Prozent und einem verwalteten Vermögen von über 2200 Milliarden Dollars ist die Schweiz der grösste Offshore-Finanzplatz der Welt (vor Hongkong und Singapur, den Kanalinseln und Irland, den Karibischen Inseln und Panama, Grossbritannien, den USA und Luxemburg). Ein Offshore-Finanzplatz ist eine Steueroase mit hoher Vertraulichkeit, aber wenig Aufsicht. Welche Rolle die Schweiz im Offshore-Geschäft spielt, zeigt sich auch im Zusammenhang mit den im April publizierten »Panama Papers«, in denen nachgewiesen wurde, dass Schweizer Finanzintermediäre 34 301 Offshore-Konstrukte vermittelten – d.h., sie halfen zahlreichen Einzelpersonen und Firmen, über den panamaischen Offshore-Dienstleister Mossack Scheinfirmen zu gründen, auf diese Vermögenswerte zu übertragen und über sie Finanztransaktionen vorzunehmen – nicht selten, um Steuer- und Geldwäschdelikte zu verschleiern.

Auch 32 Prozent des Kapitals der 50 grössten Hedgefonds stammt aus der

Schweiz. Der Begriff fasst eine heterogene Gruppe von Investmentfonds zusammen, die aktiv verwaltet werden, überdurchschnittliche Renditen erzielen sollen, aber auch mit hohen Risiken verbunden sind.

2012 wurde das gesamte Vermögen, das von Schweizer Privatbanken verwaltet wurde, auf 6150 Milliarden Dollars geschätzt. Diese Summe entspricht dem Dreifachen des BIP der EU oder der USA. Die Hälfte davon wurde von den beiden grössten Banken des Landes verwaltet, UBS und Credit Suisse. Mehr als die Hälfte dieses Kapitals ist im Besitz von ausländischen Investoren.

Von der Schweiz aus werden 60 Prozent des weltweiten Metallhandels und 35 Prozent des globalen Rohölhandels orchestriert. Für den Handel mit Metallen und Rohölen ist der Kanton Zug ein eigentlicher Hub. Nicht nur, aber auch, weil dort das global tätige Rohstoffunternehmen Glencore Xstrata beheimatet ist. Durch die Fusion der beiden Unternehmen 2013 wurde die Firma zum umsatzmässig zweit-

grössten Konzern – nach dem ebenfalls mit Rohstoffen handelnden Vitol-Konzern mit Sitz in Genf. 2014 machte Glencore Xstrata einen Umsatz von fast 207,8 Milliarden, während das grösste nicht im Rohstoffhandel tätige Unternehmen, Nestlé, 91,6 Milliarden erwirtschaftete. Nestlé verbuchte einen Gewinn von 13,9, Glencore dagegen »nur« von 6,7 Milliarden – ein Gewinn, der sich im Jahr 2015 in einen Verlust von fast 5 Milliarden Dollars verwandelte. Grund waren weltweit fallende Rohwarenpreise.

In der Schweiz verfügen je nach Lesart 1 bis 3 Prozent der privaten Steuerpflichtigen über mehr steuerbares Vermögen als die übrigen 99 resp. 97 Prozent. 1989 besaßen die 300 reichsten Schweizer 82 Milliarden Franken, Ende 2014 bereits 598 Milliarden. 1 Prozent der Weltbevölkerung ist 2016 ebenfalls reicher als die restlichen 99 Prozent. Laut Oxfam, dem Verbund unabhängiger Hilfswerke, besitzen die 80 reichsten Menschen der Welt ebenso viel wie die ärmere Hälfte der Weltbevölkerung.

Christian Urech

stärkere Umverteilung all dieser Finanzströme. Die Schweiz ist weltweit das grösste Offshore-Land – diese führende Position ist der politischen Stabilität und vor allem der Verschwiegenheit der Banker verdankt, aber auch der Bereitschaft, Geld am Fiskus vorbeizuschleusen. Vielleicht gilt es da jetzt gewisse Abstriche zu machen, aber die Finanzwelt wird zweifelsohne Wege finden, solche Einbussen wettzumachen.

Der Rohstoffhandel ist eng mit der Finanzindustrie verflochten. Ähnlich wie die Finanzindustrie scheint die Rohstoffindustrie dubios, obskur und von keinerlei ethischen Bedenken beeinflusst.

Mäder: Wie ist die kleine Schweiz überhaupt gross geworden – nur durch den grosse Fleiss und die genialen Innovationen der Schweizer? Nein, die Schweiz hat enorm vom kolonialen System profitiert, indem sie Rohstoffe zu günstigsten Konditionen beziehen konnte. Das ist auch heute noch ein neokolonialer Mechanismus, der fest etabliert ist. Tendenziell sind die Preise der Rohstoffe und der Primärgüter gesunken und jene für die industriellen Güter gestiegen – wir alle profitieren enorm davon. Aber wir blenden dabei aus, dass sich die Lebenssituationen an anderen Orten dadurch verschlechtern. Wenn man heute über Fluchtbewegungen spricht, denkt kaum jemand über solche Ursachen nach. Wenn sich die Erde weiter erwärmt und der Grundwasserspiegel steigt, wird das wieder Abermillionen von Menschen in die Flucht treiben. Ein anderer Widerspruch besteht darin, dass man mit den Rohstoffgiganten in der Schweiz einen Staat im Staat toleriert und ihn sogar noch hofiert, obwohl dieser Wirtschaftszweig relativ wenige Arbeitsplätze schafft und wenig Steuern einbringt. Und das auf der Grundlage von Geschäften in Kolumbien oder anderswo, die ethische Prinzipien krass missachten. Wir stehen in Kontakt mit einer Gruppe von Bürgerinnen und Bürgern sowie mit Mitgliedern der *Arbeitsgruppe Schweiz-Kolumbien*, die nach Kolumbien gereist sind und zusammen mit Glencore-Chef Ivan Glasenberg die Kohlenminen angeschaut haben. Sie berichteten uns darüber und legten uns gegenüber Wert darauf, dass wir das Thema moderat behandeln, um Möglichkeiten von Einflussnahme nicht zu gefährden. Kürzlich habe ich einen Brief bekommen, in dem sich diese zum Teil christlich motivierten Leute sehr enttäuscht darüber zeigen, dass das, was ihnen vor einem Jahr vor Ort versprochen wurde, nicht eingehalten wurde.

Peter Steckeisen spricht in Ihrem Buch von der »Macht des ökonomischen Denkens«. Inwiefern hat das etwas mit dem Ende des »real existierenden Sozialismus« und des eisernen Vorhangs zu tun?

Mäder: Ich habe schon den Eindruck, dass wir seit 1989 einen Paradigmenwechsel haben – auch in der Schweiz. Das hat sich schon vorher in einer starken Deregulierung durch die Reaganomics und den Thatcherismus abgezeichnet. Aber in der Schweiz hat man in den 50er- bis 70er-Jahren noch mehr Verständnis gehabt für den sozialen Ausgleich. Und es gab tatsächlich eine Zeit, in der die Einkommensschere sogar kleiner wurde. Das



Ueli Mäder,
Autor des Buchs
macht.ch.
Geld und Macht in der Schweiz.
509 Seiten,
Rotpunktverlag,
Zürich 2016,
CHF 39.–

Aufbrechen des West-Ost-Gegensatzes, von dem man ja eigentlich froh sein kann, dass er in dieser Form vorbei ist, hat dazu geführt, dass das Kapital seither sehr viel offensiver dorthin fliesst, wo es sich optimal oder gar maximal verwerten lässt. Von daher hat sich das Denken vom politisch liberalen zu einem stark finanzgetriebenen Denken gewandelt, in dem vor allem das Geld wichtig ist. Es gibt eine neue Gläubigkeit, die Finanzgläubigkeit. Sie durchdringt fast alles. Eine Studentin hat mir berichtet, dass vor der Unibibliothek ein alter Mann gestürzt sei. Sie habe dem blutüberströmten Senior aufgeholfen und den Krankenwagen gerufen. Als sie beim Alters- und Pflegeheim, in welchem der Mann wohnt, anrief, war das erste, was die Person am Telefon sagte: Was das wieder kostet! Dass es immer ums Geld geht, bringt etwas Ungutes in die Gesellschaft hinein. Das meint auch Peter Steckeisen, wenn er von der Ökonomisierung des Denkens spricht.

Könnten – ja müssten – nicht Impulse für ein neues Wirtschaftsmodell auch aus dem Christentum kommen – oder würden Sie das als naiven Idealismus bezeichnen?

Mäder: Nein. Im Moment habe ich zwar eher den Eindruck, dass sich die soziale Brisanz noch verschärft. Aber Menschen sind lernfähig. Und das System ist es teilweise auch. Es gibt heute wieder mehr Leute, die fragen: Was ist eigentlich wichtig? Worum geht es letztlich im Leben? Was ist der Sinn des Ganzen? Das kann eine Chance, eine Kraft sein. Ich hoffe, dass sie in Zukunft noch mehr zum Tragen kommt. Von daher ist für mich die Zukunft offen. Es gibt keine Alternative dazu, zumindest zu versuchen, sich für eine bessere Welt zu engagieren. Ohnmacht ist dabei ein schlechter Ratgeber und ich hoffe nicht, dass unser Buch zur Resignation beiträgt. Ich hoffe vielmehr, dass es mögliche Wege aufzeigt, die zu gehen wären.

Eine Langversion des Interviews finden Sie auf www.aufbruch.ch

»Wie auf einem Vulkan«

Die Borderline-Persönlichkeitsstörung ist ziemlich verbreitet. Der Psychologe Udo Rauchfleisch hat zahlreiche Betroffene begleitet. Jetzt hat er einen Ratgeber für Angehörige geschrieben: »L(i)eben mit Borderline«



Udo Rauchfleisch, Professor für klinische Psychologie, Psychoanalytiker und Psychotherapeut

Von Chatrina Gaudenz

Udo Rauchfleisch ist überzeugt: Wesentlich mehr Menschen leiden an einer Borderline-Persönlichkeitsstörung als gemeinhin vermutet. 15 bis 20 Prozent der Patienten, die in Kliniken und Praxen behandelt werden, litten an Borderline, so der Psychologe und Therapeut. Ein Buch für Angehörige, Freundinnen und Freunde von Betroffenen sei deswegen bitter nötig, denn: »Wichtig scheint mir, dass Angehörige hellhörig werden, wenn sich Hinweise auf

diese Erkrankung zeigen, und ihren unter dieser Störung leidenden Mitmenschen – auf taktvolle Weise – klar machen, dass es gut wäre, wenn sie fachliche Hilfe suchen.«

Wechselnde Stimmungen

Die Erkrankung beschreibt Rauchfleisch so: »Menschen mit einer Borderline-Störung weisen stark schwankende Stim-

mungen auf, zeigen häufig ein impulsives Verhalten, das sie nur schwer kontrollieren können. Dies kann sich in heftigen Wutanfällen, aber auch in selbstverletzendem Verhalten entladen, sie leiden unter Gefühlen der Leere und ausgeprägten Selbstwertproblemen, verfügen in Verbindung damit über eine nur geringe Frustrationstoleranz und sind in ihren Beziehungen unbeständig.« Angehörige und Freunde fühlen sich oft wie auf einem Vulkan, der jederzeit ausbrechen könnte. Was sie auch tun, könnte falsch sein. Diese Unsicherheit über Monate und Jahre zu ertragen, führt an die Grenzen.

Schwarz-Weiss-Denken

Nach konkreten Verhaltensweisen von Personen mit Borderlinestörung gefragt, erzählt Udo Rauchfleisch von einer Frau, für die die Welt nur »schwarz« oder »weiss« ist und die alles »Böse« nur bei den anderen sieht und sich selbst stets für das »arme Opfer« hält. In privaten Beziehungen, die jeweils nur kurze Zeit dauerten, hätten Personen mit einer Borderlinestörung enorme Erwartungen an die jeweiligen Freunde. Das führe dazu, dass sie sehr schnell enttäuscht würden und es über kurz oder lang zu heftigen Auseinandersetzungen komme. Bekannte und Kolleginnen von Menschen, die von einer Borderlinestörung betroffen sind, seien oft sehr irritiert. Die Erkrankten würden völlig konträre Seiten zeigen: Einerseits könnten sie geknickt und selbstunsicher sein, andererseits arrogant und hochtrabend.

Vielschichtige Ursachen

Wie bei vielen Erkrankungen muss davon ausgegangen werden, dass es auch bei der Borderline-Störung gewisse – allerdings eher unspezifische – von Geburt an bestehende psychische Dispositionen (zum Beispiel eine gewisse Sensibilität) gibt und dass dazu vielfach sehr belastende, traumatisch auf das Kind wirkende Umweltbedingungen kommen. Udo Rauchfleisch meint dazu: »In der Kindheit und Jugend von Menschen, die unter einer Borderline-Störung leiden, finden wir oft Eltern, die ihren Kindern nicht in dem Masse Zuwendung, Aufmerksamkeit und bedingungslose Akzeptanz bieten konnten, wie diese sie gebraucht hätten. Dies bedeutet allerdings nicht, dass wir den Eltern deshalb Schuld zuweisen dürften. Es

sind zumeist Eltern wie andere auch, die aber aus persönlichen Gründen wegen massiver Spannungen in ihren Beziehungen und nicht zuletzt, weil sie auch mit schwerwiegenden ökonomischen Problemen zu kämpfen hatten, ihren Kindern nicht gerecht werden konnten. «

Behandlungsmöglichkeiten

Bei sehr schweren Störungen werden je nachdem längere, unter Umständen etliche Jahre dauernde intensive Psychotherapien benötigt, die zu einer deutlichen Verminderung der Symptome und des Leidens der betroffenen Menschen führen. Gemäss Udo Rauchfleisch bewährt sich wegen der emotionalen Instabilität oft eine Kombination von Psychotherapie und antidepressiver Medikation. Die Medikamente würden dabei zwar nicht die Ursachen der Persönlichkeitsstörung beheben, aber zu einer Stabilisierung der Persönlichkeit führen und dadurch die psychotherapeutische Arbeit unterstützen. Und der Psychologe und Therapeut betont, dass genügend Zeit zur Verfügung stehen muss: »In Anbetracht der Verlust Erfahrungen und der Beziehungsabbrüche, die das Leben von Menschen mit einer Borderlinestörung vielfach prägen, ist es wichtig, dass die Behandlung über längere Zeit hin geführt werden kann, ohne dass es zu einem Beziehungsabbruch

kommt, der für die Patientinnen und Patienten einer neuerlichen Traumatisierung gleichkäme.«

Borderline im religiösen Umfeld

Auch in der Seelsorge werden immer wieder Menschen mit einer Borderlinestörung begleitet. Dies ist aus verschiedenen Gründen sinnvoll: Zum einen können die Betroffenen im Gespräch mit einer Seelsorgerin oder einem Seelsorger vorsichtig ihre Fühler ausstrecken und erproben, ob eine ausserstehende Person bereit ist, sich auf ihre

»Das Schwierigste für Angehörige sind einerseits die Stimmungsschwankungen, andererseits die extreme Verletzbarkeit

Udo Rauchfleisch

Situation einzulassen. Zum anderen können in seelsorglichen Kontakten die Hürden, die nach wie vor gegenüber psychotherapeutischen Massnahmen bestehen, abgebaut und es kann damit Motivation für eine Behandlung geschaffen werden. Drittens verfügen heute viele Seelsorger über therapeutische Kompetenzen und können deshalb selbst viel zur Linderung des psychischen und sozialen Leidens von Borderlinepersönlichkeiten beitragen. Die wirkungsvollste Begleitung einer Borderlinestörung sieht Udo Rauchfleisch allerdings in einer Kombination von seelsorglichen und psychotherapeutischen Gesprächen, aber: »Wichtige Voraussetzung dazu ist, dass von Seiten der Seelsorger wie auch von den Psychotherapeuten Wertschätzung und Respekt der anderen Disziplin gegenüber besteht und es nicht zu einem Rivalisieren kommt. Dies wäre bei Menschen mit Borderline fatal, weil sie aufgrund ihrer bisherigen Lebenserfahrung geradezu Meister darin sind, andere Menschen gegeneinander auszuspielen.«

Es ist nicht bekannt, ob Borderlinestörungen im religiösen Umfeld häufiger vorkommen. Nach der Erfahrung von Udo Rauchfleisch können allerdings strafende Gottesbilder und ein von Angst erfülltes Weltbild, z.B. von der Hölle und

den Strafen, die nach dem Tod auf die Menschen warten, zu noch grösserer Verunsicherung und zu einem Ansteigen der Ängste von Borderlinepersönlichkeiten führen. Allerdings ist auch das Gegenteil möglich: »Umgekehrt kann das Bild eines gütigen, vergebenden Gottes zu einer gewissen Stabilisierung der Persönlichkeit beitragen. Aus diesem Grund halte ich eine enge Zusammenarbeit zwischen Seelsorgern und Psychotherapeuten für wichtig.«

Gesellschaftliche Einflüsse

Udo Rauchfleisch bestätigt die Vermutung, dass die gesellschaftlichen Umstände, unter denen wir leben, Auswirkungen auf unsere Gesundheit haben. Das Krankheitsbild, das heute als Borderline bezeichnet wird, ist aber schon seit langer Zeit bekannt: »Bereits in der psychotherapeutischen Literatur des beginnenden 20. Jahrhunderts lesen wir Berichte über Patienten, die wir heute als Borderline diagnostizieren würden. Es lässt sich vermutlich kein einfacher kausaler Zusammenhang zwischen den heutigen Lebensbedingungen wie Digitalisierung und Medialisierung des Alltags mit dem dadurch bedingten Verlust an persönlichen Beziehungen und der Borderlinestörung herstellen.« Mit Blick auf das familiäre Umfeld meint der Psychologe und Therapeut aber: »Die gesellschaftlichen Verhältnisse, zum Beispiel der Leistungsdruck und die sozialen Belastungen, beeinflussen wahrscheinlich die Situation von Eltern und damit ihre Fähigkeit, ihren Kindern emotional gerecht zu werden.«

Moralische Massstäbe untauglich

Als Gesellschaft können wir das Leiden der Betroffenen lindern, indem wir ihre Verhaltensweisen als Ausdruck einer psychischen Erkrankung wahrnehmen und sie nicht mit moralischen Kategorien beurteilen. Menschen mit einer Borderlinestörung sollten möglichst früh fachliche Hilfe bekommen. Dabei können wir als Angehörige, Freunde oder Kolleginnen eine grosse Hilfe sein. Wir sind diejenigen, die die Kranken am besten kennen und deshalb oft als erste merken, dass sie fachliche Hilfe brauchen. Von den Erkrankten wünscht sich der Psychologe und Therapeut Udo Rauchfleisch, dass sie sich helfen lassen.



Rauchfleisch, Udo: L(i)eben mit Borderline, Ein Ratgeber für Angehörige, 2015, CHF 23.90

Milch & Honig



... schicken wir kübelweise an den Llausanner Pfarrer Gabriel Pittet für seine Courage, einer zehnköpfigen Gruppe von Asylsuchenden in der Kapelle Mont-Gré ein neues Refugium zu ermöglichen. Damit unterstützt er das *Collectif R*, das die Flüchtlinge betreut, und stellt sich gegen die Kantonalkirche, die die Aktion ablehnt. Pittet und seine Pfarrei Sacré-Cœur wollten mit ihrem Handeln christliche Werte wie Solidarität umsetzen und eine Debatte anregen über die Ausschaffung von Asylsuchenden, die gemäss dem Dublin-Abkommen gezwungen sind, im Erstaufnahmeland ihren Asylantrag zu stellen. Die Aufnahme der Flüchtlinge sei auch eine Form des Protests gegen das Abkommen. Recht so! Milch&Honig gebührt zugleich der reformierten Kirchenpflege Kilchberg für die Aufnahme einer tschetschenischen Familie.

Frösche & Heuschrecken



... spedieren wir scharenweise an den Zürcher Regierungsrat, der bei den Krankenkassenprämienverbilligungen bis 2019 satte 140 Millionen Franken streichen will. Es ist kaum zu glauben, aber wahr, dass der Regierungsrat die Schere auf dem Rücken einkommensschwacher Familien ansetzt. Und dies, obwohl die Krankenkassenprämien pro Jahr im Schnitt um fünf Prozent steigen. So sind die Prämien seit 1996 von durchschnittlich 176 Franken auf 396 Franken im Jahr 2014 angestiegen. Wie die *Caritas Zürich* völlig zu Recht feststellt, vergrössert der Regierungsrat mit dem Abbau der individuellen Prämienverbilligung das Armutsrisiko vor allem für Familien mit Kindern. Unsäglich! Kleiner Hoffnungsschimmer: *Caritas*, *AvenirSocial* und *VPOD Zürich* wehren sich gegen diesen Sozialabbau.

Gabriella Loser Friedli, Präsidentin des *Vereins vom Zölibat betroffener Frauen ZöFra*, meldet steigende Mitgliederzahlen. 2016 vertritt *ZöFra* 716 Frauen, im Jahr 2003 waren es noch 310, sagte Loser Friedli gegenüber dem Mediendienst *kath.ch*. Diese mehr als Verdoppelung der Mitglieder sei unter anderem auf Beziehungen von Priestern aus Afrika, Lateinamerika oder Polen zurückzuführen. »Die Not der Frauen und die Einsamkeit der Priester, die sich in der Schweiz nicht heimisch fühlen, führen zu intensiven Beziehungen, Schwangerschaften und Kindern«, berichtet die *ZöFra*-Präsidentin. Um den Seelsorgenotstand zu entschärfen, hatte die *ZöFra* bei einem Treffen mit Schweizer Bischöfen 2014 angeregt, laisierten Priestern eine Arbeit im kirchlichen Rahmen wieder zu ermöglichen. Eine Antwort der Bischöfe steht jedoch noch aus.



Gabriella Loser

FOTO: JONATHAN FRIEDLI

Oswald Sigg, ehemaliger Bundesratssprecher und Mitinitiant der Initiative für ein bedingungsloses Grundeinkommen, bezweifelt die Umsetzbarkeit dieser Initiative. Wegen der Zuwanderung sei es nicht möglich, die Initiative umzusetzen, ohne dass das Ausland mitzieht, erklärte Sigg gegenüber dem *Tages-Anzeiger*. Ein bedingungsloses Grundeinkommen von monatlich rund 2500 Franken wäre zu attraktiv für Arbeitslose und Flüchtlinge in Europa. »Falls die Initiative am 5. Juni angenommen wird, würde ich erst einmal einen Pilotversuch in einem Kanton machen«, meinte Sigg. So liesse sich das Grundeinkommen unter Laborbedingungen testen. Dem widerspricht **Daniel Häni**, ein anderer Mitinitiant. Er habe keine Bedenken, das Grundeinkommen im nationalen Alleingang einzuführen.

Nora Niederer, Co-Leiterin der Basler *Anlaufstelle für Sans Papiers*, hält es für abwegig, dass strengere Gesetze die Zuwanderung von Menschen ohne Lebensperspektiven verhindern könnten. Gegenüber der *NZZ* sagte Niederer: »Für Menschen, die in ihrer Existenz bedroht sind, ist es nicht ausschlaggebend, wie restriktiv die Gesetze eines Landes sind. Sie gehen dorthin, wo sie eine Chance auf ein besseres Leben für sich und ihre Familien sehen.« Aktuell leben laut einer Schätzung des *Staatssekretariats für Migration SEM* zwischen 58 000 und 105 000 Sans Papiers in der Schweiz.

In der kürzlich erschienen Studie nehmen Fachleute 76 000 als die wahrscheinlichste Zahl an. Nach Schätzungen der *Anlaufstellen für Sans Papiers* halten sich zwischen 80 000 und bis zu 300 000 Menschen ohne eine gültige Aufenthaltsbewilligung in der Schweiz auf.

Nicola Neider Ammann, Präsidentin des Vereins *Kontakt- und Beratungsstelle Sans Papiers Luzern*, sieht ein grosses Problem darin, dass laut der neuen SEM-Studie neun von zehn Sans Papiers einer Arbeit nachgehen, und zwar gezwungenermassen illegal. Illegal ist das aber auch für die Arbeitgeber. »Die erwerbstätigen Sans-Papiers sind einmal mehr der vollkommenen Willkür ihrer Arbeitgeber unterworfen«, sagte Neider Ammann gegenüber *kath.ch*. Die einzige Möglichkeit, eine Aufenthaltsbewilligung zu erhalten, wäre das Einreichen eines Härtefallgesuchs. Dies funktioniere aber nur



Nicola Neider

unter einer Bedingung: Der Arbeitgeber müsste sich vor dem Bund «outen» – laut Neider Ammann eine Seltenheit. »Ein Bauarbeiter aus Serbien musste deswegen nach über 13 Jahren Aufenthalt und Arbeit in der Schweiz das Land verlassen«, empört sie sich. Deshalb appelliert der *Verein Kontakt- und Beratungsstelle Sans-Papiers Luzern* deshalb an die Verantwortlichen in den Behörden, die Kriterien für eine Aufenthaltsbewilligung zu überdenken. »Denn ganz offensichtlich ist ihre Arbeit ja gefragt und man könnte sie durch die Legalisierung der Ausbeutung von Arbeitgebern entziehen«, betont Nicola Neider Ammann.

Leo Karrer, emeritierter Pastoraltheologe der Universität Freiburg i.Ue., rief kürzlich an der Jahrestagung des Vereins *tagsatzung.ch* dazu auf, sich nicht an den kirchlichen Autoritäten wund zu reiben. Es sei falsch, das Vertrauen vor allem auf die Kirchenleitung und ihre Bereitschaft zur Veränderung zu setzen.

Marina Kaempf, Sprecherin des *Schweizerischen Evangelischen Kirchenbunds SEK*, erklärte mit Blick auf die Abstimmung am 5. Juni, »die Revision des Gesetzes zur Fortpflanzungsmedizin geht zu weit«. Die Präimplantationsdiagnostik brauche engere Grenzen. Deshalb unterstützt der Kirchenbund das Referendum.

Sozialethischer Rohrkrepierer



Aus dem vor Jahresfrist angekündigten sozialethischen Kompetenzzentrum pluralistischer Provenienz wird nichts. Stattdessen bringt sich die KAB in Stellung.

Weil es nicht gelungen sei, in und ausserhalb der Kirchen fünf Institutionen zu finden, die beim Aufbau eines »sozialethischen Denketznetzes« mit den nötigen Finanzen Pate gestanden wären, zieht sich *Fastenopfer* zurück. Dies teilte das Hilfswerk kürzlich mit. Ernüchtert heisst es in dem Schreiben, es gebe »keine klare und überzeugende Antwort« auf die Frage, wie dieses Anliegen realisiert werden könne. Beabsichtigt war, unter der Federführung von *Fastenopfer* und mit einer Machbarkeitsstudie des Sozialökonomen Carlo Knöpfel im Rücken das Übergewicht neoliberaler Denkfabriken wie etwa *Avenir Suisse* in der öffentlichen Wahrnehmbarkeit durch eine pluralistisch grundierte sozialethische Stimme in der Öffentlichkeit zu ergänzen (siehe Nr. 215, S. 13).

Angesichts des gescheiterten Vorhabens ist die Ankündigung der vom Mitglieder-schwund gebeutelten *Katholischen Arbeitnehmerbewegung* KAB interessant: Sie will für ihr Sozialinstitut einen eigenen Trägerverein gründen, dem auch andere sozialethisch ausgerichtete christliche Institutionen beitreten könnten, wie die KAB

mitteilte. Die ebenfalls als Verein organisierte KAB bleibe aber bestehen. Dieser Verein sei allerdings bisher das einzige Gründungsmitglied der für Oktober anvisierten Etablierung des neuen *Vereins für christliche Sozialethik – Sozialethisches Institut* (VSI), wie KAB-Sozialinstitutsleiter Thomas Wallimann auf Anfrage des *aufbruch* bestätigte. Er betonte, es gehe der KAB um eine »vorderhand katholische Vernetzung« mit dem Ziel, die christliche Soziallehre »als Orientierungshilfe in wirtschafts- und sozialethischen Fragen öffentlich wachzuhalten«. Dass diese Ankündigung kurz nach der Bekanntgabe des Scheiterns des unabhängigen sozialethischen Kompetenzzentrums erfolgte, sei Zufall. Das Scheitern eines kirchlich unabhängigen Kompetenzzentrums sei eher der Uneinigkeit darüber geschuldet, ob es einer christlichen oder pluralistischen Sozialethik verpflichtet sein sollte, so Wallimann. Demgegenüber weisen *Fastenopfer*-Kenner darauf hin, dass die KAB Druck auf das *Fastenopfer* ausgeübt habe, auf das katholische KAB-Konzept einzuschwenken.

Klar ist indes: die RKZ, die *Römisch-Katholische Zentralkonferenz der Schweiz*, wird laut RKZ-Generalsekretär Daniel Kosch dem neuen Trägerverein VSI nicht beitreten, die KAB aber wie bisher finanziell unterstützen. Mit der neuen doppelten Vereinsstruktur werde die KAB »nicht lebendiger«, meinte Kosch auf Anfrage. Auch mit dem neuen Verein bleibe die Schwäche für das Sozialinstitut, dass »die Kräfte zersplittert sind«.

Wolf Südbeck-Baur

Fundiert: Papierlose Zeitung

Anfang Mai ist die achte *Papierlose Zeitung* erschienen. Sie ist zwar auf Papier gedruckt, aber nicht alle ihrer Autoren haben gültige Papiere, sprich eine Aufenthaltsbewilligung. Damit ist man bereits mitten in der Schweizer Migrationspolitik, die zwischen Menschen mit verschiedenen Herkunftsn einen Unterschied macht. Hier bezieht die Zeitung Stellung gegen Rassismus und Ungerechtigkeit. In vielfältigen Beiträgen ergreifen Zugewanderte das Wort. Sie beleuchten die Zustände im Schweizer Asylsystem von innen – dies auf eine respektvolle Weise jenseits ideologischer Denkmuster. Im Fokus steht der Begriff der Integration: Ist damit nicht oft die Anpassung

an eine sogenannte »Schweizer Kultur« gemeint statt Austausch auf Augenhöhe? Die *Papierlose Zeitung* ist an der *Autonomen Schule Zürich* (ASZ)

entstanden, einem selbstverwalteten Bildungsprojekt, dessen Kursangebot rund 500 Personen pro Woche nutzen. Die *Papierlose Zeitung* ist gratis, und die ASZ auf Spenden angewiesen. Bezug: www.papierlosezeitung.ch/abo

Wolf Südbeck-Baur



Gastkolumne



FOTO: ZVG



Neue Rolle für Moscheen nötig

Die gesellschaftlichen Anforderungen an muslimische Organisationen und das öffentliche Interesse daran wachsen in Europa stetig. Von den Moscheen wird erwartet, dass sie sich neben ihrem konfessionellen Tätigkeitsfeld mehr um sozialpädagogische Dienstleistungen bemühen wie die Stärkung von Jugend-, Bildungs- und Präventionsarbeit oder die Bekämpfung antidemokratischer Tendenzen.

Dabei wird übersehen, dass Moscheegemeinden weder über ausreichende Mittel noch über zwingend notwendige Kompetenzen verfügen. Viele Moscheen haben ihre Grenzen ehrenamtlicher Mobilisierung erreicht und leiden unter einer stetigen Unterfinanzierung. Deshalb haben sie kaum die Möglichkeit, professionelle Mitarbeiterstrukturen zu schaffen, um soziale Fördermassnahmen in Angriff nehmen zu können. In den meisten Fällen verfügen Moscheegemeinden nicht einmal über die Anerkennung als wichtige Integrationsakteure für Kinder- und Jugendhilfe. Konsequenz: Sie bleiben von staatlichen Fördermöglichkeiten und Regelfinanzierung ausgeschlossen.

Um den eigenen Ansprüchen und Erwartungen von aussen bezüglich gesellschaftlicher Teilhabe gerecht zu werden, müssen Moscheegemeinden eine strukturelle Metamorphose durchleben. Ein Prozess hin zu einem Anbieter sozialer Dienstleistungen, der sich einer rechtlich geregelten Finanzierungsstruktur bedient, muss auf den Weg gebracht werden. Bis dahin setzen sich die Moscheen gemäss ihrer Möglichkeiten für eine gelebte Kultur, für eine bessere Integration, für ein besseres Zusammenleben in Frieden ein.

Serhad Karatekin, Sekretär der Basler Muslimkommission

»Altenpflege ist eine Verneigung vor dem Leben«

Das Leben ist für Tatort-Darstellerin Mona Petri ein wunderbares Geheimnis, das sie auch dank ihrer Arbeit im Pflegeheim lieben gelernt hat. Sowohl Pflege als auch Schauspiel bedeuten Umgang mit dem ungeschminkten Leben



FOTOS: WOLF SÜDBECK-BAUR

Mona Petri empfindet die Arbeit im Pflegeheim als »eine ganz tolle Demutsübung«

Von Wolf Südbeck-Baur

aufbruch: *Mona Petri, Sie sind eine viel beschäftigte und inzwischen bekannte Schauspielerin. Zugleich arbeiten Sie als Altenpflegerin. Was treibt Sie an, so viel zu machen?*

Mona Petri: Einerseits etwas ganz Banales: Ich lebe seit vier Jahren in Zürich faktisch allein mit meiner 12-jährigen Tochter, und in unseren Berufen – der Vater ist ebenfalls Schauspieler – ist es mit dem Geldverdienen keine so offensichtliche Sache.

Altenpflege wird aber doch eher schlecht bezahlt ...

Mona Petri: Wenn ich diese Arbeit wegen des Geldes machen würde, wäre ich schlecht beraten, weil sie mit einem Stundenlohn von 25 Franken für Schweizer Verhältnisse wirklich schlecht bezahlt wird. Nein, diese Arbeit ist beten.

Beten?

Mona Petri: Ja, beten mit den Händen und dem Herzen, mit Worten, mit meiner ganzen Energie. Ich empfinde die Arbeit im Pflegeheim als eine ganz tolle Demutsübung.

Wie meinen Sie das?

Mona Petri: Schlussendlich ist die Arbeit im Altenpflegeheim ähnlich wie das Schauspielern, weil ich ganz und gar mit dem umgehen darf, was das ungeschminkte Leben ist. Wenn ich auf der Bühne oder vor der Kamera eine Rolle spiele, geht es nicht darum, ob die Figur intelligent ist oder nicht, einfühlsam oder egoistisch, sondern als Schauspielerin muss ich mich in die Figur einfühlen können. Ich soll die Rolle nicht verändern, den Charakter der Figur nicht verbessern, sondern in sie hin-

einschlüpfen. Das finde ich einen guten Weg, um Dinge zu verstehen. Obwohl das Pflegeheim als Grossversammlung dementer Menschen ein Auslaufmodell sein sollte und kein schöner Ort ist, ist es trotzdem etwas Wunderbares, Zeit an einem Ort zu verbringen, wo alles, was sonst an neoliberalem Blödsinn von Effizienz und Maximierungsschwachsinn durch unsere Köpfe geistert, keinen Boden hat. Im Pflegeheim geht es zwangsläufig um andere Werte.

Um welche Werte geht es denn?

Mona Petri: Wenn ich im Heim bin, möchte ich den Menschen durch das, was ich tue, Erleichterung verschaffen. Ich möchte ihnen das Leben etwas angenehmer machen durch die Art, wie ich sie wasche oder eincreme oder mit ihnen ein gutes Gespräch führe. Das dient dem Leben. Das ist etwas anderes, als etwas verbessern zu wollen, wobei ich natürlich immer und überall für eine bessere Welt bin. Aber der Weg dorthin geht über das Feiern, Bejahen und Pflegen des Richtigen, nicht über das Schimpfen aufs Schlechte.

Und wie merken Sie, was das Richtige ist?

Mona Petri: Die Begegnung mit den Biografien der alten Leute, die ich lieben und ernst nehmen kann, egal wie es um sie bestellt ist, ist etwas Existenzielles. Und weil ich so vielen unterschiedlichen Menschen, die wirklich am Ende ihres Lebens stehen, begegnen darf, sehe ich auch die Spuren dieser Leben in allen ihren Facetten, die Verbitterung, die Heiterkeit, den Humor, die Verwirrung, die Streitigkeiten. All das gibt es, es macht ein Leben aus und hat Platz. Es ist nicht Aufgabe einer Pflegenden, die Biografien moralisch zu beurteilen, sondern einfach da zu sein und mitzuhelfen, das Leben voll und echt zu machen, auch im Sterben und im Tod. So ist diese Arbeit eine Verneigung vor dem Leben.

Sie kritisieren, dass alles, was ein Heim zu einem Ort für Menschen macht, wegmaximiert wurde. Können Sie das näher erläutern?

Mona Petri: Das Beispiel des Heims, in dem ich arbeite, ist exemplarisch für viele: All diese Heime sind nun auch Unternehmen



Mona Petri besuchte die Berner Hochschule für Musik und Theater (1997–2001). Hauptrollen spielte die alleinerziehende Mutter unter anderem im Tatort »Wunschdenken« (2011) und in »Verliebte Feinde« (2013), wo sie als Frauenrechtlerin Iris von Rothen brillierte. Daneben arbeitet die 40-Jährige unregelmässig in einem Zürcher Pflegeheim als Altenpflegerin. Zudem ist Petri Botschafterin für das Hunger Projekt Schweiz.

geworden, die wie fast alle Betriebe heutzutage von Managern geführt werden. Sie sollen schwarze Zahlen schreiben und Gewinn machen. Irrsinn ist das, wenn man bedenkt, dass Heime wie früher die Klöster dazu gedacht sind, Menschen zu pflegen. Hier sorgen Menschen für Menschen, damit es ihnen besser geht. Dazu sind diese Heime da und Schluss. Mit Effizienzmassstäben und Zeitvorgaben fürs Haarkämmen und Fingernägel schneiden lässt sich schlicht nicht messen, was an Zuwendung nötig ist. Solche Massstäbe gefährden von Grund auf eine mitfühlende Haltung, die für eine gute Pflege entscheidend ist.

» Religion steht dafür,
dass es Dinge gibt,
von denen man weiss,
sie sind, aber nicht
weiss, wie sie sind.

Mona Petri

Ist der Pflegeberuf Opfer des raffgierigen Zeitgeistes geworden?

Mona Petri: Ich halte es für eine höchst problematische Zeitgeisterscheinung, dass die Menschen heute nicht mehr in der Lage sind, die Basispflege von fieberkranken Angehörigen zu erledigen, gleichzeitig aber die kompliziertesten Aktionen auf dem Computer beherrschen. Die Empathiefähigkeit, die den Menschen zu einem schönen Tier macht, sein Vermögen, solidarisch zu sein, hat sich verschoben hin zu einem kalten Denken in vorgegebenen funktionalistisch-technisierten Schablonen. In der Fähigkeit zur Empathie, in unserem Talent, in unserem Strahlen liegt aber, so meine ich, der Sinn und unser Glück. Deshalb versuche ich den Leuten auch immer wieder ans Herz zu legen, dass es keine Bürde ist, Alte und Kranke zu pflegen, sondern ganz einfach. Wir werden grau und schmallippig, wenn wir als Stärkere nicht erleben dürfen, Schwache zu schützen.

Der Tod hat für Sie keine religiöse Dimension – oder doch?

Mona Petri: Religion steht dafür, dass es Dinge gibt, von denen man weiss, sie sind, von denen man aber nicht weiss, wie sie

sind. So weiss ich, es gibt den Tod, aber ich werde nie etwas darüber wissen, wie er wirklich ist.

Intuitiv, so scheint mir, wissen Sie viel über das Sterben aufgrund Ihrer Erfahrung, Ihres Erlebens des Sterbens von alten Menschen ...

Mona Petri: Ja, natürlich. Das Schöne daran finde ich, dass ich nun gar nicht mehr wissen will, was hinter dem Geheimnis Leben steckt. Ich finde es in Ordnung, dass es so ist, wie ich es nicht weiss. Ich habe gelernt, dieses Geheimnis zu lieben. Ich kann mir vorstellen, dass Leute dieses Geheimnis Gott nennen.

Eine andere wichtige existentielle Erfahrung war für Sie die Geburt Ihrer Tochter. Wie haben Sie die erlebt?

Mona Petri: Bei der Geburt meiner Tochter habe ich gespürt, dass es einen Zusammenhang, eine Verbindung von Leben und Tod gibt. Dieser Weg ist von aussen vorgezeichnet, vorgegeben. Für die gebärende Frau gibt es jenseits von Gut und Böse nur diesen einen Weg quer durch diese kleine Hölle der Schmerzen hindurch in Richtung Leben, auf dem das Kind, das neue Leben zur Welt kommt. Da gibt es keine Abzweigung, keine Umgehungsstrasse, kein menschliches Wollen, das eine Alternative zu diesem einen Geburtstunnel ins Leben wäre. Als Gebärende ist man Teil dieser puren Energie. Es bleibt ihr nichts anderes übrig als die Hingabe an das Leben und damit die Unterwerfung unter einen starken, grossen fremden Willen. Ich bin mir nicht sicher, ob es am Ende eine so grosse Rolle spielt, ob ich das Urkraft, Geheimnis oder Gott nenne.

Könnte man sagen, dass Sie durch die Begegnung mit dem Leben und dem Sterben zur Tiefe des Lebens gefunden haben?

Mona Petri: Ich passe immer gut zu glaubenden Menschen. Die sagen mir immer: »Ich kenne keinen gläubigeren Menschen als dich, Mona, auch wenn du sagst, du bist es nicht.« Es scheint da eine Doppelspurigkeit in mir angelegt zu sein. In der grossen Kunst, in der Poesie, der Musik wohnt Gott. Deswegen war er trotzdem nicht abwesend in meiner Kindheit, auch wenn meine Eltern sein Dasein stets negiert haben. Ich denke, Kunst ist auch eine Form des Betens. Wer künstlerisch arbeitet, ob als Musiker wie meine Eltern, als Schauspieler, Maler oder Schriftsteller, verbindet sich mit etwas Grösserem, egal, wie man darüber denkt.

Raus aus der Sackgasse

Dass Franziskus Hans Kungs Anstoss aufnimmt und wie er ihn aufnimmt, ist für Kung eine grosse Genugtuung und eine Freude für Christinnen und Christen, die in einer Kirche offener Gespräche und freimütiger Auseinandersetzungen leben möchten. Natürlich bleibt es ein persönliches Schreiben, ja. Es gehört zur Sackgasse der Unfehlbarkeit, dass am Ende ein Papst sagen muss, »dass nicht alle doktrinen, moralischen oder pastoralen Diskussionen durch ein lehramtliches Eingreifen entschieden werden müssen«. Sonst ist die bittere Quintessenz dieses Systems, dass es sich selbst blockiert und zur Erneuerung unfähig ist.

Aber wahr ist auch, dass die Kirche in ihrer Geschichte schon aus anderen Sackgassen herausgefunden hat: durch Vergessen, besser durch Versuche, Mauern im Lehrgebäude durchlässig zu machen, am besten franziskanisch, indem Autoritäten nicht mehr kalte Schreibtischtäter und Kontrolleure der Gnade sind, sondern als bescheidenes Dienstpersonal ihre mittelalterliche Burg verlassen und drunten, wo die Menschen leben, den Schwachen geistliche Nahrung geben.

Der Brief von Franziskus an Hans Kung öffnet die Tür einen Spalt weit. Der am unmittelbarsten Betroffene hört ihm zu, ein böses Tabu ist gebrochen. Einmal werden auch die Nutzniesser dieses Systems nachziehen müssen, allerdings nur, wenn viele Kungs Appell zu einer freien, unvoreingenommenen und ergebnisoffenen Diskussion in Forschung und Lehre umsetzen.

Hans Kungs Hartnäckigkeit hat ihm über Jahrzehnte schmerzliche Verletzungen zugefügt, nicht nur vom Lehramt, auch von Kollegen, sogar Freunden. Nach diesem Brief darf er die Gewissheit haben, dass es sich gelohnt hat, die brennenden Fragen an die kirchliche Autorität zu stellen.

Erwin Koller



Erwin Koller, Ehrenpräsident des Fördervereins aufbruch und Präsident der Herbert Haag-Stiftung für Freiheit in der Kirche.

Papst antwortet Hans Kung

Papst Franziskus' Antwortschreiben lässt auf Bewegung in der umstrittenen Unfehlbarkeitsfrage hoffen. Der aufbruch dokumentiert Kungs Kommentar



FOTO: WOLF SÜDBECK-BAUR

Hans Kung begrüsst, dass der Papst Freiräume für eine neue Debatte des Unfehlbarkeitsdogmas sieht

Am 9. März 2016 erschien in führenden Zeitungen verschiedener Länder mein Appell an Papst Franziskus, einer freien, unvoreingenommenen und ergebnisoffenen Diskussion der Unfehlbarkeitsproblematik Raum zu geben. Es hat mich sehr gefreut, schon unmittelbar nach Ostern über die Berliner Nuntiaturnachricht vom Palmsonntag (20. März) datiertes persönliches Antwortschreiben von Papst Franziskus zu erhalten.

An diesem Schreiben sind für mich folgende Punkte bedeutsam:

- dass mir Papst Franziskus überhaupt antwortet und mich nicht mit meinem Appell sozusagen ins Leere laufen lässt;
- dass er selber antwortet und nicht nur durch seinen Privatsekretär oder den Kardinalstaatssekretär;
- dass er den brüderlichen Charakter seines spanischen Schreibens unterstreicht durch die kursiv gesetzte deutsche Anrede »lieber Mitbruder«;
- dass er den Appell, den ich ihm auch in einer spanischen Übersetzung beigelegt hatte, aufmerksam gelesen hat;
- dass er die Überlegungen hochschätzt, die dazu geführt haben, den Band 5 zu

schreiben, in dem ich vorschlage, die verschiedenen Fragen, die das Dogma der Unfehlbarkeit aufwirft, im Licht der Heiligen Schrift und der Tradition theologisch zu diskutieren mit dem Ziel, den konstruktiven Dialog der Kirche des 21. Jahrhunderts, »semper reformanda«, mit der Ökumene und der postmodernen Gesellschaft zu vertiefen.

Einschränkungen macht Papst Franziskus keine. Damit hat er meinem Wunsch entsprochen, einer freien Diskussion des Dogmas der Unfehlbarkeit Raum zu geben. Diesen neuen Freiraum, so meine Folgerung, gilt es zu nutzen, um die Klärung der in katholischer Kirche und Ökumene umstrittenen dogmatischen Festlegungen voranzutreiben.

Damals konnte ich nicht ahnen, welchen Freiraum Papst Franziskus wenige Tage später im Nachsynodalen Apostolischen Schreiben *Amoris laetitia* eröffnete. Schon in der Einleitung erklärt er, »dass nicht alle doktrinen, moralischen oder pastoralen Diskussionen durch ein lehramtliches Eingreifen entschieden werden müssen«. Er wendet sich gegen eine »kalte Schreibtischmoral« und will nicht, dass sich die Bischöfe weiterhin wie »Kontrolleure der Gnade« verhalten. Die Eucharistie sieht er nicht als eine Belohnung für die Vollkommenen, sondern als eine »Nahrung für die Schwachen«. Wiederholt zitiert er Äusserungen der Bischofssynode und der nationalen Bischofskonferenzen. Er will nicht mehr der alleinige Sprecher der Kirche sein.

Dies ist der neue Geist, den ich vom Lehramt schon immer erwartete. Ich bin überzeugt: Auch das Unfehlbarkeitsdogma, diese fundamentale Schicksalsfrage der katholischen Kirche, wird sich in diesem Geist endlich frei, unvoreingenommen und ergebnisoffen diskutieren lassen. Für diesen Freiraum gilt Papst Franziskus mein tief empfundener Dank. Ich verbinde ihn mit der Erwartung, dass sich die Bischöfe, Theologinnen und Theologen diesen Geist im kollegialen Gespräch vorbehaltlos zu eigen machen und an der Lösung dieser Aufgabe im Sinne der Schrift und der grossen kirchlichen Tradition mitarbeiten.

Hans Kung



FOTO: JOSEF RITLER

Heidi Tagliavini anlässlich der Preisverleihung der Brandenberger-Stiftung im November 2015 in Bern

Die Friedensvermittlerin

Mit viel Geschick und Beharrlichkeit vermittelte die Diplomatin Heidi Tagliavini in heiklen Missionen zwischen verschiedensten Kriegsgegnern

Von Judith Albisser

Während einer Friedensvermittlung zwischen Vertretern von Konfliktparteien ist kein Tag »normal«, sagt die Schweizer Diplomatin Heidi Tagliavini. So könnten sich die Ereignisse schnell überstürzen, wenn plötzlich massiv gegen einen Waffenstillstand verstossen werde, erzählt sie und fährt fort, dass in solchen Fällen sofort reagiert werden müsse, um zu versuchen, zwischen den Parteien zu schlichten und um eine faire Lösung zu finden. Heidi Tagliavini stand gut 30 Jahre im diplomatischen Dienst des Aussendepartements EDA und war in verschiedenen Konfliktgebieten tätig, etwa als Vermittlerin für die *Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa* OSZE in Tschetschenien, als Sondergesandte des UNO-Generalsekretärs der UNO-Beobachtermission in Georgien, als Botschafterin in Bosnien und zuletzt als Sonderbeauftragte der OSZE in der Ukraine.

Bevor sie 1982 in den diplomatischen Dienst eintrat, studierte Heidi Tagliavini in Genf russische Literatur im Hauptfach. Ihre Vorliebe für die russische Kultur wie auch ihr Flair für Sprachen hatte sie bereits früh entdeckt. Mittlerweile spricht sie acht

Sprachen. Auf Anregung ihres Cousins Frank Blankart, Schweizer Diplomat und ehemaliger Staatssekretär, durchlief sie nach einem Eintrittsexamen eine zweijährige diplomatische Stage.

Mitte der 1990er-Jahre sei sie eher durch Zufall in die Krisendiplomatie gerutscht, als sie im Auftrag der OSZE nach Tschetschenien geschickt worden sei, erzählt sie. Dieser erste Einsatz in einem Krisengebiet war gleichzeitig auch ihr extremster. In Tschetschenien herrschte Krieg und sie wohnte in Grosny – umgeben vom Feuergefecht. Dort habe sie erlebt, was es heisst, plötzlich mitten in einem Krieg zu sein, sagt sie rückblickend und erklärt, wie nachhaltig diese Zeit gewirkt habe. Einschneidend und prägend erlebte die Diplomatin die Konfrontation mit Menschen, die alles verloren hatten. Den Krieg hautnah mitzuerleben, bedeutete für die Diplomatin denn auch ein Wendepunkt in ihrem Leben. Diese Erfahrung bestärkte ihre Motivation, weiterhin als Vermittlerin tätig zu sein, da sie wusste, wie wertvoll selbst eine Waffenruhe für Menschen im Krieg sein kann. Mit persönlichem Engagement und der Überzeugung, das Richtige zu tun, war sie anschliessend für verschiedene UNO-

»Jeder Friede beginnt mit einem Waffenstillstand

Heidi Tagliavini

und OSZE-Missionen in Konfliktgebieten tätig.

»Jeder Frieden beginnt mit einem Waffenstillstand«, sagt Heidi Tagliavini und beschreibt, dass es auch ihre Aufgabe als Friedensvermittlerin sei, bei Verhandlungen auf das Wohl der Zivilbevölkerung aufmerksam zu machen.

Dass die Diplomatin Verhandlungen erfolgreich führte, ist auch auf ihre Persönlichkeit zurückzuführen: Grundlegende Werte wie der Sinn für Gerechtigkeit sowie das Gebot, über Menschen nicht zu urteilen und niemandem Leid zuzufügen, hatte sie durch ihr Elternhaus vermittelt bekommen. Mit ihrer Überzeugung, alle Konfliktparteien gleich zu behandeln und allen den gleichen Respekt entgegenzubringen, verschaffte sich Heidi Tagliavini grosse Anerkennung als Vermittlerin. Dies umso mehr, als es nicht immer einfach war, als einzige Frau unter Männern zu verhandeln. Im Jahr 2012 wurde die Diplomatin offiziell pensioniert, war aber als Leiterin der Verhandlungen über die Minsk-Vereinbarungen im Ukraine-Konflikt für die OSZE weiterhin aktiv.

Ihre zurückhaltende und sehr bescheidene Art, aber auch ihre Hartnäckigkeit und die klare Linie bei langwierigen Verhandlungen haben zu ihrem Geschick als Friedensvermittlerin beigetragen. Eine wichtige Eigenschaft in der Diplomatie ist die Zurückhaltung und das Zurücknehmen der eigenen Person: »Man muss immer die Kriegsparteien in den Vordergrund rücken, wenn ein Friedensabkommen unterzeichnet wird, und nie sich selbst«, betont die gebürtige Baslerin. Für ihre Verdienste als Friedensvermittlerin wurde Heidi Tagliavini mehrfach ausgezeichnet; etwa im Sommer 2015, als sie in Deutschland mit dem Bundesverdienstkreuz oder im November des gleichen Jahres, als sie in der Schweiz mit dem Brandenberger-Preis ausgezeichnet wurde.

Ihre Vorliebe für klassische Musik, Kunst und Kultur hat Heidi Tagliavini über all die Jahre begleitet. Dies sei für sie eine Quelle unendlicher Freude und zeige ihr, wie viel Schönheit es neben den Schattenseiten des Lebens gebe.

Die langen Schatten des Rückbaus

Ab Ende 2019 wird das AKW Mühleberg stillgelegt und zurückgebaut.
Endlich ist alles in Butter, sollte man meinen. Doch längst nicht alles ist im Lot

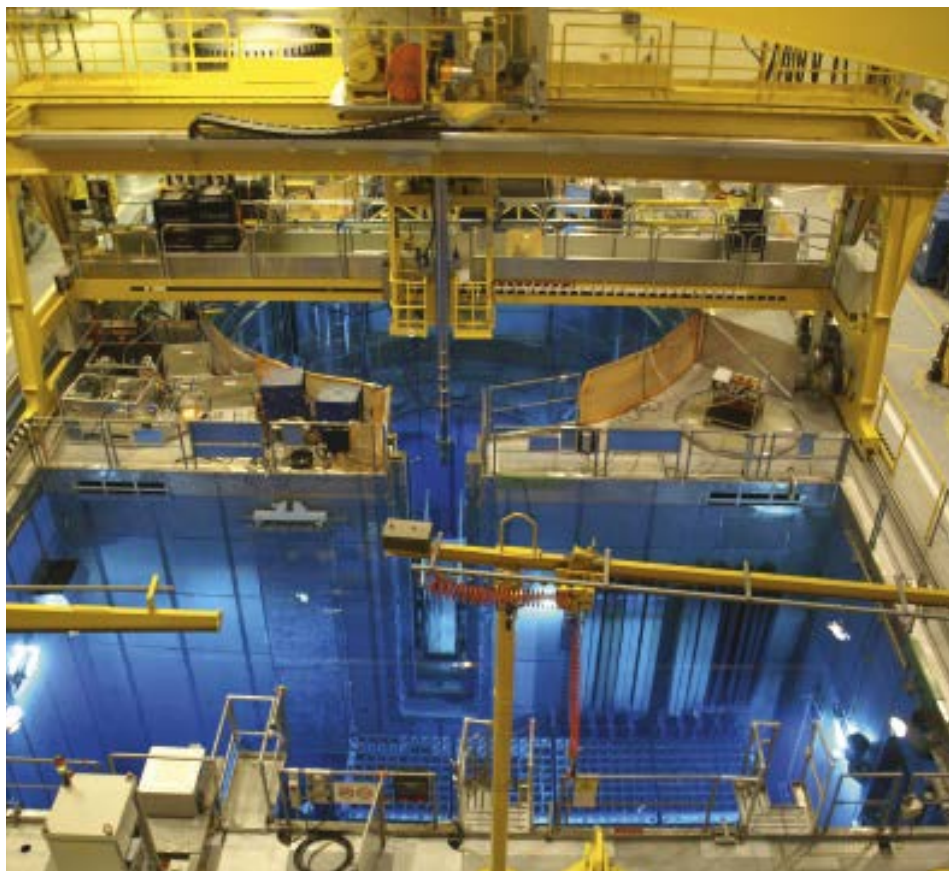
Von Wolf Südbeck-Baur

Eigentlich ist es eine gute Nachricht. Eigentlich. Im Dezember 2019 nimmt die Betreiberin, die Bernischen Kraftwerke BKW, ihr AKW Mühleberg definitiv vom Netz und will es bis 2034 vollständig abreißen. Das Areal könne dann wieder industriell oder naturnah neu genutzt werden, erklärten die BKW-Verantwortlichen vor wenigen Wochen vor der Presse. BKW-Chefin Suzanne Thoma wiegte die Öffentlichkeit in Sicherheit und meinte: »Bereits drei Monate nach der Abschaltung ist die Radioaktivität der Brennelemente im Reaktor tausendmal kleiner.« Die Sicherheit für Bevölkerung, Personal und Umwelt habe »oberste Priorität«, bekräftigte auch BKW-Sprecher Tobias Fässler.

Das klingt beruhigend. Eigentlich, zumal verlässliche Quellen sagen, dass die Stilllegung ein rein wirtschaftlicher Entscheid sei. Dass das AKW nicht bereits zu einem früheren Zeitpunkt abgeschaltet wird, begründet BKW-Chefin Thoma jedoch technisch mit vielen Detailschritten, die für einen geordneten Rückbau notwendig seien. »Darum dauert das seine Zeit«, erklärte sie gegenüber *TeleBern*.

Risiko Kühlsystem

Allerdings bezweifeln AKW-Gegner vor allem die Sicherheit des Kühlsystems, das mindestens noch acht Jahre hundertprozentig funktionieren muss. Grund: Zum einen läuft das AKW Mühleberg bis Ende 2019 wie bisher weiter und zum andern verbleiben die abgebrannten, hochradioaktiven Brennelemente bis 2024 im Kühlbecken. Markus Kühni, Elektroingenieur und Blogger der Website *energisch.ch*, kritisiert scharf, dass das AKW Mühleberg »auch nach 45 Jahren Betriebszeit und fünf Jahre nach den Erfahrungen in Fukushima über kein Brennelementebecken-Kühlsystem verfügt, welches das Prädikat »Sicherheitssystem« verdient«. Kühni argumentiert mit jederzeit möglichen Gefahren: »Das Wasser in den Becken schirmt Strahlung ab und nimmt die Nachzerfallswärme auf,



Radioaktive Brennelemente bleiben bis 2024 im AKW Mühleberg. Kritiker fordern die sofortige Stilllegung. Als Schwachstelle orten sie das Kühlsystem. Im Bild das Kühlbecken für Brennelemente

muss aber seinerseits zuverlässig gekühlt werden.« Bleiben Kühlmassnahmen über lange Zeit ungenügend, dampft das Wasser langsam aus. Die Hüllrohre der Brennstäbe oxidieren, wobei Wasserstoff abgesondert wird; mit Luftsauerstoff vermischt, entsteht Knallgas. »Rekombinatoren, die diesen Wasserstoff wieder abbauen könnten«, erklärt Kühni, »fehlen in Mühleberg«. In Fukushima habe man gesehen, wie sich Wasserstoff ansammelt, um dann »mit gewaltiger Zerstörungskraft zu detonieren«. Das Reaktorgebäude in Mühleberg könnte dieser Wucht nicht standhalten. Eine radioaktive Freisetzung – sprich Verstrahlung – wäre nicht vermeidbar. Dieses Szenario zeigt: Die Kühlung der Brennelementebecken »muss mit höchster Verlässlichkeit funktionieren« – auch nach Störfällen, wie sie durch Hochwasser oder Erdbeben ausgelöst werden könnten.

Vor diesem Hintergrund ist es für Kühni nicht nachvollziehbar, dass erst 2020 mit Genehmigung des *Eidgenössischen Nuklearsicherheitsinspektorats* ENSI, das »Autarke Brennelement-Kühlung-Sicherheitssystem ARBEK-S« betriebsbereit ist.

Aus Sicht der AKW-Verantwortlichen sind diese Einwände freilich fehl am Platz. So betont BKW-Sprecher Fässler, dass der Weiterbetrieb bis 2019 von der ENSI abgesegnet sei. Zudem investiere die BKW bis dahin weiter in die Sicherheit. Und: »Mit den jüngsten Nachrüstungen wie der von der Aare unabhängigen Kühlwasserversorgung, der Verstärkung des Staudamms des Wasserkraftwerks Mühleberg und weiteren Massnahmen hat das Kernkraftwerk Mühleberg die bisher bereits grosse Sicherheitsmarge weiter erhöht.« Mit diesem 2015 fertiggestellten neuen Notkühlsystem meint die BKW auch die

Kritik entkräften zu können, dass für die Kühlung des AKW bis Ende 2020 notfalls auch auf Wasser aus der Trinkwasserversorgung der Region Mühleberg zurückgegriffen werden darf. »Die von der Aare unabhängige Kühlwasserversorgung war eine Forderung des ENSI«, erklärt der BKW-Sprecher, »welche die BKW mit der Revision 2015 erfüllt hat. Es handelt sich dabei um ein zusätzliches Notfallsystem, das dazu dient, das Kernkraftwerk Mühleberg auch bei sehr seltenen Naturereignissen, bei denen die Aare als Kühlquelle ausfällt, mit Kühlwasser zu versorgen.«

BKW beruft sich aufs ENSI

Kritiker monieren zudem, dass die noch zu bauende Notkühlung des Abklingbeckens für die Brennelemente mit Genehmigung des ENSI nicht erdbebenfest sein muss. Auch diesen Einwand weist der BKW-Mann zurück und beruft sich wiederum aufs ENSI. »Die BKW erfüllt alle Forderungen, die vom ENSI gestellt werden. Die BKW erstellt auch – wie vom ENSI gefordert – bis Ende 2016 ein zusätzliches Kühlsystem für das Brennelementbecken. Dieses wird dann nach dem endgültigen Ende des Leistungsbetriebes am 20. Dezember 2019 in ein autarkes Sicherheitssystem umgebaut, für die Phase der Vorbereitung des Rückbaus, also jene Phase, in der die Brennelemente bereits nicht mehr im Reaktor, sondern im Brennelementekühlbecken sind«, versucht Tobias Fässler die Sicherheitsbedenken zu zerstreuen.

Doch gerade auch das ENSI geniesst bei Kritikerinnen wie Anita Niederhäusern kaum Kredit. Als Beleg für ihr Misstrauen verweist die Gründerin der Newsplattform für erneuerbare Energie *ee-news.ch* auf die alte Behauptung des ENSI, die Schweizer Kraftwerke seien so sicher wie die Reaktoren in Japan. »Dieser Vergleich mit Japan – Fukushima war der gleiche Reaktortyp wie Mühleberg – wurde nach dem GAU in Fukushima 2011 flugs von der ENSI-Webseite gelöscht.« Dabei sei sicherheitstechnisch höchst fragwürdig, dass in den ENSI-Aufsichtsgremien zum Teil Personen Einsitz hätten, die mit der Atomindustrie verbandelt seien, so Niederhäusern. Zudem sei der Rückhalt in Bundesbern gross: So habe das Parlament dem vom ENSI geforderte Langzeitbetriebskonzept für AKWs eine Abfuhr erteilt. Auch wenn Anita Niederhäusern die Rückbau-Pläne für das AKW Mühleberg in technischer Hinsicht nicht beurteilen kann, unterstreicht sie, dass auf-

grund der AKW-Rückbau-Erfahrungen in Deutschland und Frankreich die Zeitpläne für den Rückbau in der Regel nicht eingehalten werden konnten. »Entsprechend waren die Kosten massiv höher als budgetiert.« Besonders schwer wiegt für die *ee-news*-Redaktorin, »dass es im Falle eines Reaktorunfalls in Mühleberg keinen funktionierenden Evakuationsplan gibt«. Und das, obwohl jederzeit ein Reaktorunfall passieren könnte, argumentiert Niederhäusern. »Die entsprechenden Notfallpläne müssten für solche Fälle in der Schublade bereitliegen. Das tun sie aber nicht«, stellt Niederhäusern mit einer geballten Ladung Wut im Bauch fest. Und weiterhin ungeklärt ist die Endlagerung des radioaktiven Mülls. »Das ist so, wie wenn ein Flugzeug starten würde, bevor man weiss, dass es irgendwo einen Landeplatz gibt. Man ist mit dem Flieger in der Luft und weiss nicht, wo landen«, sagt AKW-Kritiker Kühni. All diese offenen Probleme liessen sich mindern, so Niederhäusern, »indem wir so rasch wie möglich die AKWs abschalten«.

Ein weiteres Problem bei den Rückbauplänen für Mühleberg ist das Personal. Bei vergleichbaren Rückbaufällen etwa im süddeutschen Biblis hat die Forschung gezeigt, dass es ein nicht zu unterschätzendes Problem ist, die Mitarbeitenden bei der Stange zu halten. Wer hat schon Interesse, seinen eigenen Arbeitsplatz zurückzubauen? »Die BKW hat deshalb bereits vor zwei Jahren ein Programm mit entsprechenden Job-Profilen lanciert«, sagt Sprecher Fässler, »und allen Mitarbeitenden für die Zeit nach 2019 ein Angebot mit entsprechenden Perspektiven aufgezeigt – zum Beispiel Weiterbildungsmöglichkeiten.« Bis auf zwei hätten alle der etwa 350 Mitarbeitenden das Angebot angenommen.

Ethische Bedenken

Für Kurt Zaugg-Ott, Leiter der ökumenisch getragenen *Arbeitsstelle oeku Kirche und Umwelt*, ist es »skandalös und ethisch grundsätzlich problematisch, wenn eine Technik wie die Atomkraft in Betrieb geht, ohne eine Lösung für die Entsorgung der radioaktiven Abfälle zu haben«. Für den Theologen liegt zudem nahe, dass »der Rückbau für die BKW ein neues Geschäftsfeld ist, in dem sie sich mit dem Stilllegungsentscheid für das AKW-Mühleberg Vorteile gegenüber anderen Energieproduzenten wie *Axpo* oder *Alpic* verschafft«. Und aus politischer Sicht sagt

SP-Vizepräsident Beat Jans: »Die Sache hinterlässt bei mir einen schalen Nachgeschmack. Zumal die BKW-Direktion immer mit Schadenersatzforderungen gedroht hat, falls die Politik die Laufzeit verkürzen würde. Man hat den Eindruck, dass die Sicherheitslimiten ausgereizt werden, um aus dem maroden Meiler noch den letzten Rappen auszupressen.« Der SP-Nationalrat befürwortet daher eine frühere Stilllegung von Mühleberg.

Für den Energiepolitiker spielt das ENSI eine »fragwürdige Rolle«. Die Aufsichtsbehörde »krebste vor der BKW zurück und zeigt sich mit dem Betrieb des AKW Mühleberg bis 2019 einverstanden, ohne dass die 2012 geforderten Nachrüstungen in vollem Ausmass umgesetzt werden«. Bei den anderen Schweizer AKWs sehe es nicht besser aus. »Die AKW-Betreiber *Alpic* und *Axpo* schreiben knallrote Zahlen. Sie stehen wirtschaftlich vor dem Abgrund«, betont Jans und zitiert ENSI-Direktor Hans Wanner: »Inzwischen äussert selbst der ENSI-Chef seine Sorgen und stellt fest, dass sich die AKW-Betreiber immer offener gegen Nachrüstungsforderungen wehren, weil ihnen das Geld für die nötigen Investitionen fehlt.«

So gesehen wirft das Diktum der AKW-Betreiber, Sicherheit habe »oberste Priorität«, lange Schatten auf den Rückbau des AKW-Mühleberg und auf alle Stilllegungen, die noch folgen.

Weitere Infos: www.energisch.ch;
www.ee-news.ch; www.bkw.ch

Kleininserate

Sie möchten ein Zeilen-Inserat aufgeben?
Sie möchten Ihr Ferienchalet vermieten?

Sie wollen für Ihre Kurse werben?

Sie suchen eine Bekanntschaft?

Einen Freund? Eine Partnerin?

Oder, oder, oder...

Bei privaten Anbietern kostet die Zeile CHF 8.50, bei gewerblichen CHF 10.50.

Texte für Zeilen-Inserate: Bitte senden Sie den Text für Ihr Zeilen-Inserat per Post an Redaktion *aufbruch*, Wolf Südbeck-Baur, Postfach, 4001 Basel oder per E-Mail an redaktion.basel@aufbruch.ch
Annahmeschluss: 17. Mai 2016



Solidaritätsnetz Bern

Jeder Rappen zählt für unsere Flüchtlinge und Sans-Papiers. Für unser Büro sind wir dringend auf SponsorInnen

angewiesen. Solidaritätsnetz Sans-Papiers
Bern Kto. 30-656992-8, 3008 Bern
www.solidaritaetsnetzbern.ch



fairNetz

Fair und grün reisen



Wer für seine Ferienreise eine Unterkunft bei Einheimischen sucht oder ein Angebot zu einem sozial und ökologisch verantwortlichen Freiwilligeneinsatz oder die Luxussuite eines ökologisch und fair wirtschaftenden Hotels, den unterstützen die Empfehlungen von *fairunterwegs.ch*. Laut einer Mittellung des *Arbeitskreises Tourismus und Entwicklung* »sorgt eine wachsende Nische von Unternehmerinnen und Unternehmern für Angebote, die Gästen ebenso wie den Ansässigen und deren Lebensraum guttun«.

Dem Manko, dass diese Angebote bisher nicht auf einer zentralen Plattform abgerufen werden können, begegnet *akte* mit einer ansehnlichen Reihe von Links und Linklisten. Dabei sind zahlreiche Infos zu finden über schweizerische und internationale Netzwerke, die den Kriterien sozial- und umweltverträglichen Reisens entsprechen. Bei den Internetplattformen ist mit einem Klick zum Beispiel »der andere Hotelführer« oder der »online Ethical travel guide« zu finden. Wer sich für Praktika, Jobs oder für Freiwilligeneinsätze interessiert, wird auf *www.fairunterwegs.org* ebenso fündig wie jemand, der oder die an Austausch und Sprachen, an barrierefreien Reisen oder ausgezeichneten Reiseangeboten (*www.tourcert.org*) interessiert ist. Häufig sind die Angebote durch wertvolle Hinweise und Links auf informative Beiträge ergänzt.

Mehr Infos: *www.fairunterwegs.org*



Filmplakat ZEN FOR NOTHING Sabine Timoteo als Zen-Novizin beim Reispflanzen



Ein Zenmeister und die Überraschungen des Alltags

Tief in den Bergen an der Westküste Japans liegt das kleine Zen-Kloster Antaiji. Es ist für Männer und Frauen offen. Es gibt WLAN auf dem Gelände und der derzeitige Abt Muho Nölke stammt ursprünglich aus Berlin. Eine junge Frau aus der Schweiz, Sabine Timoteo, macht sich auf den Weg, um von Herbst bis Frühjahr einzutauchen in das Abenteuer klösterlichen Lebens. Der rechte Fuss auf dem linken Oberschenkel, die Wirbelsäule senkrecht, die Augen nur einen Spalt geöffnet. Die Haltung der Za-

zen-Sitzmeditation längere Zeit durchzuhalten, ohne sich zu bewegen oder sich in Gedanken zu verlieren, ist für Anfänger anspruchsvoll. Im Kloster Antaiji gehört diese Übung zum festen Tagesablauf neben der Arbeit auf den Feldern zur Selbstversorgung mit Reis und Gemüse. ZEN FOR NOTHING ist ein ganz stiller und sehr dichter Film. Er erzählt von den Erlebnissen der Zen-Novizin Sabine Timoteo: Wir sehen, wie sie sitzt, Reis pflanzt, isst, lacht, weint und wieder sitzt. Und das genügt.



Moschee von Cordoba

Interreligiöses Zusammenleben und Volksreligiosität

In Andalusien im Süden Spaniens lebten im Mittelalter Juden, Christen und Mauren jahrhundertlang friedlich zusammen. Auf den Spuren dieses interreligiösen Zusammenlebens, das schliesslich doch scheiterte, führt eine Studienreise mit Prof. Mariano Delgado von der Universität Freiburg i.Ue. Vom 10. bis 18. September wird er zusammen mit den Teilnehmenden durch Andalusien reisen und u.a. Granada, Cordoba und Sevilla besuchen. Gerade hier sind

die Spuren der drei abrahamitischen Religionen allgegenwärtig und auch die Alltagskultur, die Gastronomie und die Lebensgewohnheiten der Menschen sind davon geprägt. Andalusien gilt als Land der »drei Kulturen«. Mariano Delgado lädt zu einer Reise ein, die Sie mit »Geschichte, Religion und Kultur Andalusiens vertraut macht und durch einmalige Stätten des Weltkulturerbes führt«. Infos: *mariano.delgado@unifr.ch* oder Tel. 026 300 74 03



Hans-Jürgen Hufesien lässt mit Musik und Stille Orte der Kraft erfahren

»Das Heilige ist nahe – die Kraft der Vision«

Visionen haben Niklaus von der Flüe scheinbar schon früh den Weg gewiesen. Wie es die Legende will, hat er im Mutterleib einen Stern am Himmel gesehen, der die ganze Welt durchleuchtete. Am Samstag, dem 11. Juni, veranstaltet die *Oekumenische Akademie* in Sachseln/Flüeli-Ranft mit dem Komponisten und Blockflötisten Hans-Jürgen Hufesien und dem Pfarrer und Musiker Simon Jenny einen Tag zum Thema »Visionen«. Gesucht werden die Visionen der Teilnehmenden, ihr Weg und

ihr Stern. Nach dem Beginn in der Pfarrkirche Sachseln geht die Gruppe den Visionenweg entlang. Dieser führt von Sachseln nach Flüeli-Ranft hinauf. In der Zelle von Bruder Klaus spielt dann Hans-Jürgen Hufesien. Nach dem Verweilen am Fluss Melchaa schliesst der Tag mit einer Feier in der alten Kirche am Bach. Infos: Simon Jenny, 079 207 52 29, simon.jenny@bluewin.ch, und Margrit Rickli, ortederkraft@hufesien.net, 034 422 58 89, www.oek-akademie.ch



Flyer des Stationentheaters von Paul Steinmann und Annette Windlin

»Ein Kloster zu verkaufen«

Vor 800 Jahren wurde der Dominikaner-Orden gegründet. Mit dem Theater »Kloster zu verschenken« wird dieses Jubiläum heuer gefeiert. Es handelt sich dabei um ein Stationentheater: Schauspieler und Zuschauer bewegen sich von einer Aufführung zur nächsten. Insgesamt wird das Stück an 13 Orten aufgeführt, von Ilanz

über Zürich und Bregenz, St.Gallen, Schwyz und Luzern nach Bern und Rapperswil. Die Inszenierungen sind jeweils dem geschichtlichen Hintergrund des Spielorts angepasst und werden von Live-Musik begleitet.

www.dominikus2016.ch



Agenda

Fairführung In Luzern finden öffentliche Stadtrundgänge zu gerechtem und nachhaltigem Shoppen statt. Treffpunkt: Kapellplatz beim Fritschibrunnen, Samstag, 4. Juni, 16.30 Uhr, und Mittwoch, 8. Juni, 18.30 Uhr. Kapellplatz beim Fritschibrunnen, 6004 Luzern. Infos: www.co-mundo.org/fairfuehrung

Nur für Männer. Die Gruppe »4m – männer meditieren mittwoch morgens« besucht gemeinsam das Kloster Hauterive in Posieux. Treffpunkt 09.00 Uhr vor der Klosterkirche oder 07.55 Uhr beim Treffpunkt im Berner Bahnhof SBB. Samstag, 04. Juni, 09.00 bis 17.30 Uhr. Infos: Kari Graf Tel. 031 869 05 79, karl.graf3@bluewin.ch

Politische Abendgottesdienste. Schritte zu einer solidarischen Gesellschaft, mit Jacob Schädelin, der sich seit Jahren für Flüchtlinge einsetzt. Freitag, 10. Juni, 18.30 Uhr, Kulturhaus Helferei, Kirchgasse 13, 8001 Zürich. Info: www.politischegottesdienste.ch

Johannisnacht. In der (fast) kürzesten Nacht unterwegs zum (fast) längsten Tag. Eine Pilgersternwanderung ins Kloster Kappel, organisiert von den Kirchen Affoltern am Albis, Muri im Freiamt, Oberrieden, Wädenswil, Zug, dem Piglerzentrum St. Jakob Zürich und vom Kloster Kappel, Samstag, 18. Juni, bis Sonntag, 19. Juni, www.klosterkappel.ch

Moralisten und Kritiker vom Dienst. Zur Rolle der Intellektuellen in der Schweizerischen Öffentlichkeit. Abendveranstaltung, moderiert von Béatrice Acklin Zimmermann, mit Ruth Schweikert, Markus Somm und Jean Ziegler, Donnerstag, 23. Juni, 18.30 bis 20.00 Uhr, Schauspielhaus Zürich, Pfauen Kammer, Rämistrasse 34, 8001 Zürich.

Musik und Wort. Musik für Blockflöten von Mittelalter bis Barock mit der Formation »i flauti«, Lesung: Pfr. Markus Sahli, Sonntag, 26. Juni, 17.15 Uhr, in der Klosterkirche Kappel, 8926 Kappel am Albis.

Silja-Walter-Raum im Kloster Fahr. Der Raum ist jeden letzten Sonntag im Monat nach dem Gottesdienst von 10.45 bis 14 Uhr offen. Er liegt in einer Ecke des Klosters, der zum Gästebereich gehört. An den Wänden reihen sich Lichtsäulen mit Texten und Bildern von und über Silja Walter. Kloster Fahr, 8109 Würenlos.

Ab in die Berge. Kurs- und Erlebniswoche für Menschen mit Behinderung, mit Eva Lipp und Matthias Stauffer. 18. bis 22. Juli, Antoniushaus Mattli, 6443 Morschach. Infos: e.lipp@paulusakademie.ch



Ikone der Geschichte

Aufstand durch Sitzen

Irgendeinmal musste ich »Halt!« sagen, um diese ständigen Schikanen zu beenden. Die Aktion war gut vorbereitet, ich war seit langem Aktivistin in einer Vereinigung, die sich für gleiche Rechte einsetzte. Wir provozierten den Skandal bewusst – indem ich einfach sitzen blieb. Alle ändern in meiner Bankreihe waren aufgestanden. Der Busfahrer kam nach hinten, forderte mich auf aufzustehen, wie es die Jim-Crow-Gesetze seit 1876 verlangten. Alle ärgerten sich über mich: Wegen mir würden sie später nach Hause kommen. Der Busfahrer rief die Polizei. Zwei Polizisten sperrten mich ins Gefängnis. Wegen Störung der öffentlichen Ruhe wurde ich verurteilt zu zehn Dollar Strafe. Aber mit der öffentlichen Ruhe war es vorbei. Ein Baptistenprediger organisierte noch in der gleichen Nacht einen Boykott aller Busse in der Stadt. Schon am nächsten Tag stieg die afroamerikanische Bevölkerung in keinen Bus mehr. Wir gingen einfach zu Fuss zur Arbeit. Standen eine Stunde früher auf und kamen am Abend eine Stunde später nach Hause, um gegen diese rassistischen Gesetze zu protestieren. 381 Tage lang. Bis die Rassentrennung in den Bussen aufgehoben wurde. Diese demütigenden Gesetze: die vier ersten Bankreihen mussten für Weisse freigelassen werden, selbst wenn sich die Farbigen im hinteren Teil des Busses auf den Füßen standen. Nach meiner Freilassung wurde ich berühmt und deshalb belästigt und bedroht. Wir zogen aus dem Süden in den Norden der USA. Dennoch bereue ich es nicht, damals standhaft geblieben zu sein. Ich wollte nicht immerzu gedemütigt werden wegen etwas, auf das ich keinen Einfluss hatte: Die Farbe meiner Haut.

Philipp Koenig

Alfanumerische Lösung:
18-15-19-1-16-1-18-11-19

Briefe

Kirchenasyl: Offener Brief

Zu »Basler Kirche lässt Flüchtlinge fallen«, Nr. 219, S. 13

Liebe Synodale, liebe Kirchenmitglieder

Wir sind besorgt. Was in letzter Zeit in Sachen Migration an Äusserungen von Seiten der Reformierten Kirche Basel-Stadt zu lesen war, beunruhigt uns. Wir sind aktive Kirchenmitglieder und möchten daran erinnern: Das Evangelium ruft uns auf, die Angst zu überwinden. Die Praxis unserer Kirche ist aber von der Angst um Besitzverlust oder Beschädigung des Besitzes gekennzeichnet. Kirchen werden für geschlossen erklärt, um allfälligen Vorkommnissen zuvorzukommen. Gleichzeitig aber engagieren sich zahlreiche Freiwillige und auch kirchlich Angestellte für Migrantinnen und Migranten. Wir selber tun das über konfessionelle Grenzen hinweg und verstehen nicht, wenn mit längst überwundenen kulturkämpferischen Parolen diese Tätigkeit abgewertet wird. Als Mitglieder des Solinetzes schätzen wir den Einsatz des katholischen und zutiefst christlich eingestellten Christoph A. und kennen keine Berührungsängste. Wir wollen für die Menschen, die uns brauchen, da sein und wir tun es mit allen, die dies auch tun. An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.

Uns geht es seit Jahrzehnten ausserordentlich gut. Die Dankbarkeit kann sich aber nicht im Psalmensingen erschöpfen. Was können Kirchen alles bewirken! Wenn wir über unsern selbstgezimmernten Gartenzaun hinausschauen, sehen wir, wie etwa die kleine Waldenserkirche in Italien sich mit Mediterranean Hope und dem humanitären Korridor in ausserordentlicher Weise einsetzt. Oder wir sehen die Kirchen in Nordostnigeria, die Sorge tragen, dass auch muslimische Mitflüchtlinge

von Hilfsgüter christlicher Freunde versorgt werden. Dagegen vermissen wir hier die Überzeugung, dass wir im Zweifelsfall berufen sind, die Option für die Armen zu wählen. Und wir vermissen auch den christlich-humanistischen Eifer, ständig die Öffentlichkeit daran zu erinnern, dass Flüchtlinge und Migranten Menschen sind, die oft verzweifelt einen neuen Kontext suchen, in dem sie ihre Begabungen zu guter Entfaltung bringen können. Ob es ein Kirchenasyl heute gibt oder nicht, das ist keine rein juristische Frage. Wenn moderne Menschen die Kirchen als Schutzraum sehen, in dem geredet, diskutiert und auch ausgeruht wird, dann sollte uns dies zum Nachdenken bringen. Offenbar wird da doch ein Sinn in der Kirche gesehen, auch hundert Jahre nach der Trennung von Kirche und Staat. Im Übrigen haben Sakralbauten schon in der Antike verfolgt Menschen einen Schutzraum geboten. Und was meint wohl der alttestamentliche Vers in Psalm 23,5: Du deckst mir den Tisch im Angesicht meiner Feinde?

Weshalb fehlt bei uns das Vertrauen in eine Zukunft, die eben anders aussehen wird, aber immer noch in Gottes Hand liegt? Weshalb regiert die Furcht vor Verlust unsere Kirchengeschäfte? Dabei sind wir daran, die Jugend zu verlieren, jenen Teil der Jugend, der mitgestalten will und sich Gedanken macht um diese Welt, nicht nur um die eigene Karriere.

Liebe mit der Kirche Verbundene, ist unsere Kirche müde geworden, wie ein frustrierter alter Mensch, stur und eigensinnig, ohne weiteren Horizont? Was für eine Kirche wollt Ihr?

Pfrn. i.R. Ines Rivera, Paul Jenkins, Basel

Schwarz-weiss-Kultur

Zu »Meine Haut ist nicht rosa«, Nr. 219, S. 47

Nicht nur in den Köpfen von Spielzeugherstellern geistern unbewusst übernommene oder bewusst gelebte diskriminierende Ideen. Was im Artikel auffällt: Während Kinder von Hellrosa und Braun sprechen, greift die Autorin öfters in die traditionelle Schwarz-weiss-Kiste, in der künstliche Gegensätze geschaffen werden. Interessanterweise werden die Kinder einer »weissen« Mutter und eines »schwarzen« Vaters von der Allgemeinheit nicht etwa grau gesehen. Oder Zebra-schwarz-weiss-gestreift. Nein, diese Kinder sind – schwarz. Schwarz! Dies ist eigentlich erstaunlich; ich selbst habe



noch nie in meinem Leben weisse oder schwarze Menschen gesehen, höchstens weiss geschminkte altmodische Japanerinnen oder Grufties. Und ziemlich schwarze Kaminfeger, früher mal. Dagegen höre ich häufig in unserer Schwarz-weiss-Kultur fest installierte Ausdrucksformen wie »Schwarzfahrer«, »Schwarzgeld«, »Schwarzmalen« oder »schwarze Schafe«. Ich glaube fest daran, dass die Menschen der nächsten Generation einen Quantensprung schaffen werden: Sie werden nicht mehr weiss, schwarz, Tamil, hellrosa oder braun sein. Sie werden alle einen Namen tragen und ihre »Negerbäbis« auch.

Claudia Brunner Buckson, Ittigen

Krasse Beleidigung

Zur Titelseite Nr. 218



Als wir das Titelblatt vom *aufbruch* Nr. 218 zu Gesicht bekamen, stellte sich uns gleich die Frage: Wurde die Schweizer Bischofskonferenz »amputiert«? Wo sind die zwei fehlenden Diö-

zesen Sion und Lugano? Wo sind die Abteien St.-Maurice und Einsiedeln, die gleichwertig Mitglieder der Schweizer Bischofskonferenz sind? Wir sehen das als krasse Beleidigung gegenüber den Diözesen Lugano und Sion sowie gegenüber den beiden Gefreiten Abteien St. Maurice und Einsiedeln. Da ist eine Bitte um Entschuldigung angesagt! Zweitens ist Seine Exzellenz, Monseigneur Jean-Marie Lovey, nicht Augustinermönch, sondern Augustiner Chorherr der Kongregation vom Grossen St. Bernhard. Das sind zwei völlig verschiedene Dinge. Der Augustinerorden, gegründet 1256, ist ein weltweit tätiger Orden in allen Bereichen der Pastoral. Die Ordensmitglieder leben teils auch als Mönche. Die Augustiner Chorherren vom Grossen St. Bernhard sind dagegen keine Mönche. Nebst der Betreuung der beiden Hospize auf dem Grossen St. Bernhard

und auf dem Simplon sind sie in mehreren Pfarreien im Wallis tätig, teils auch in Schulen. Daneben betreuen sie auch eine kleine Missionsstation in Taiwan.

Gemeinschaft der Augustiner Chorherren vom Grossen St. Bernhard, Bourg-Saint-Pierre

Überzeugendes Werk

Zum Buch »Wie hast du's mit der Religion?«

Einfach nur grossartig! Sie haben ein überzeugendes Werk geschaffen. Es sollte an alle Pfarrämter, Seelsorgeeinheiten, Pfarreileitungen verschickt werden können. Zudem müsste es zum obligatorischen Lehrstoff an höheren Schulen erklärt werden. Herzliche Gratulation!

Marcel Crottet, Börsigen



Wie hast du's mit der Religion?

Bekannte Persönlichkeiten stellen sich der Gretchenfrage

Benno Bühlmann, Wolf Südbeck-Baur, Martina Läubli, Wie hast du's mit der Religion?

Gespräche über Gott und die Welt, db-Verlag 2015, 206 Seiten, für *aufbruch*-Abonnenten:

Subskriptionspreis CHF 25.- (plus Porto) statt Fr. 32.80

Gespräche über Gott und die Welt mit den Schriftstellern Peter Bichsel, Eveline Hasler, Lukas Hartmann, Charles Lewinsky, Liv Korta und Peter Stamm, der Clownin Gardi Hutter, der Sängerin Sina, dem Musiker Polo Hofer, der Slam-Poetin Hazel Brugger, der Islamwissenschaftlerin Rifa'at Lenzin, der Hirtin Pia Solèr, der Philosophin Annemarie Pieper, den Politiker/-innen Maya Graf, Josef Lang und Jean Ziegler, der Schauspielerin Mona Petri und dem Journalisten Michael Meier. Sie alle geben in den Interviews einen spannenden, biografisch geprägten Einblick in ihr persönliches Verhältnis zu Religion und Spiritualität. Der Band bietet vielfältige Anregungen zum Nachdenken über existenzielle Fragen. Ein gehaltvolles Geschenk für alle, die Fragen nach Sinn und Tiefe des Lebens auf der Spur sind.

Impressum

aufbruch – UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGION UND GESELLSCHAFT (www.aufbruch.ch)

Erscheint 6-mal jährlich; Auflage: 5000 Exemplare
Herausgeber: Förderkreis *aufbruch* – Zeitung für Religion und Gesellschaft (c/o René Schurte, In der Wässerli 27, 8047 Zürich)

Ehren-Herausgeber: Erwin Koller
Kooperation mit Publik-Forum, Postfach 2010, D-61410 Oberursel, www.publik-forum.de

Redaktions-Adressen:

Redaktion Basel: Postfach 1068, 4001 Basel, Tel. 061 683 03 43, E-Mail: redaktion.basel@aufbruch.ch
Redaktion Zürich: Brauerstrasse 75, 8004 Zürich, Tel. 076 584 92 72, E-Mail: redaktion.zuerich@aufbruch.ch

Redaktion: Wolf Südbeck-Baur (Basel), Chatrina Gaudenz (Zürich)

Redaktionsteam: Judith Albisser (Bern), Anja Buckenberger (Zürich), Martina Läubli (Zürich), Thala Linder (Solothurn), Cristina Steinle (Basel), Christian Urech (Zürich)

Layout: Barbara Blatter, AVD Goldach AG

Korrektur: Christian Urech (Zürich)

Druck: apm Druck, Kleyerstrasse 3, D-64295 Darmstadt

Inserate: Redaktion *aufbruch*, Wolf Südbeck-Baur, Postfach 1068, 4001 Basel, Tel. 061 683 03 43, E-Mail: redaktion.basel@aufbruch.ch
Insertionsbedingungen unter www.aufbruch.ch,
Insertionsschluss nächste Ausgabe: **12. Juli 2016**

Abonnementspreise:

Schweiz: Jahresabo (6 Ausgaben) CHF 88.-;
Förderabo: CHF 108.-; Kombiabo: CHF 172.-;
2-Jahresabo normal: CHF 160.-; 2-Jahresabo Förder: CHF 200.- Einzelnummer: CHF 12.50. Zahlungen über: *aufbruch* – Unabhängige Zeitschrift für Religion und Gesellschaft, Zürich, PC 60-17861-0
Ausland: Jahresabo € 60.-; Förderabo € 70.-;
Zahlungen in Deutschland über: Volksbank Dreiländereck EG, Freiburgerstr. 78, D-79576 Weil am Rhein.
Kto-Nr. 23 22 307/Bankleitzahl: 683 900 00 (PSK Karlsruhe 340-97-75);
Mehrfach-Abos: Ermässigte Tarife unter www.aufbruch.ch

Abonnemente und Adressänderungen:

aufbruch-Aboservice, c/o Sonya Ehrenzeller, Gerbiweg 4, 6318 Walchwil, Tel. 079 628 25 78 (Do 16–18 Uhr), abo@aufbruch.ch

Redaktionsschluss nächste Ausgabe: 6. Juli 2016, sie erscheint am 28. Juli 2016



Bestelltalon

- q Ich wünsche ein Probe-Exemplar von *aufbruch*
q Ich abonniere *aufbruch*:
q Jahresabo CHF 88.-
q Förderabo CHF 108.-
q 2-Jahresabo normal CHF 160.-
q 2-Jahresabo Förder CHF 200.-
q Ich abonniere das Kombi-Abo von *aufbruch* und Publik-Forum:
Jahresabonnement CHF 172.-
(Studierende CHF 120.-)

Absender:

Senden an: *aufbruch*-Aboservice,
c/o Sonya Ehrenzeller, Gerbiweg 4, 6318 Walchwil,
Tel. 079 628 25 78, donnerstags 16–18 Uhr,
E-Mail: abo@aufbruch.ch

SCHLUSSBLÜTE

» Die Kirche ist den Opfern jeder Gesellschaftsordnung in unbedingter Weise verpflichtet, auch wenn sie nicht der christlichen Gemeinde angehören

Dietrich Bonhoeffer, evangelischer Theologe (1906–1945) und Mitbegründer der Bekennten Kirche, 1933 in seiner Schrift »Die Kirche vor der Judenfrage«

